B'NAI B'RITH

MONATSBLÄTTER

DER GROSSLOGE FÜR DEN ČECHOSLOVAKISCHEN STAAT X. I. O. B. B.

JAHRGANG IX. NUMMER 8. OKTOBER 1930.

Warum lachen wir?

Von Doc. Dr. Otto Sittig.

Zwei große Denker unserer Zeit, beide Juden, sind es, welche die Frage des Witzes und des Komischen überhaupt in einer interessanten und originellen Weise untersucht haben, Henri Bergson und Sigmund Freud.

Bergson gibt keine fertige Definition des Witzes oder des Komischen. Das sei, wie er selbst sagt, zu schwierig. Er prüft vielmehr alle Arten des Komischen und beginnt dann zu untersuchen, wann und warum etwas komisch wirkt. Und da ergibt sich, daß für das Komische unbedingt drei Voraussetzungen bestehen müssen: 1. Das Komische findet sich nur in der Sphäre des Menschlichen. Eine Landschaft kann schön, lieblich, häßlich, aber niemals komisch sein. Komich können nur Personen, menschliche Handlungen wirken oder Gegenstände, soweit sie von Menschen verfertigt sind oder in irgendeine Beziehung zu Menschen gebracht werden. So können Kleider, die altmodisch oder zu groß oder zu klein sind, nicht an und für sich komisch wirken, sondern nur soweit sie Beziehung zu Menschen haben. Beim Altmodischen denkt man an den Kontrast zwischen dem, was alle tragen und dem, der dieses altmodische Kleid trägt. Oder bei zu groß bzw. zu klein denkt man daran, daß jeder das Kleid so trägt, wie es seiner Gestalt angepaßt ist, nur dieser eine nicht.

Die 2. Vorbedingung für das Komische nach Bergson ist die, daß wir nicht mit unserem Gefühle an der betreffenden Person oder Szene beteiligt sein dürfen. Wenn uns eine Sache ärgert, freut, unser Mitleid oder unseren Abscheu erregt, kann sie in dem gleichen Augenblicke uns nicht komisch erscheinen. Das Lachen ist mit Gefühllosigkeit verbunden, es setzt eine zeitweilige Anästhesie, d. h. Empfindungslosigkeit des Herzens voraus.

Die 3. Bedingung: das Lachen, die Wirkung des Komischen, kann nur in einer Gemeinschaft auftreten. Wir lachen nur mit anderen Menschen zusammen über etwas Komisches oder wir müssen uns wenigstens andere in Gedanken vorstellen, die mit dabei sind, die es mit erleben.

Aber das sind nur die Vorbedingungen, die Voraussetzungen des Komischen. Worin besteht sein Wesen? An einem Beispiel Bergsons läßt sich das am besten zeigen. Jemand geht auf der Straße und fällt

hin. Warum lachen wir darüber? Warum wirkt das komisch auf uns? Es betrifft nach den Bergsonschen Voraussetzungen einen Menschen oder eine menschliche Handlung und es zeigt auch im Moment unseres Lachens sicherlich eine Gefühllosigkeit unseres Herzens. Denn in dem Augenblick, wo wir mit dem Betroffenen Mitleid empfinden, hören wir gewiß auf zu lachen. Nun aber die neue Frage: Worin liegt das Komische dieser Szene? Bergson erklärt es so: Das Leben mit seinem stetigen Wechsel, seiner bunten Mannigfaltigkeit fordert vom Menschen eine ständige Anspannung seiner Aufmerksamkeit, damit er den wechselnden Verhältnissen sich stets anpassen könne. Ein Nachlassen dieser Aufmerksamkeit, dieser geistigen Rührigkeit, sozusagen ein Erstarren, bedeutet ein Nachlassen der Lebenskraft des Menschen. Der Mensch wird, wenn er sich dem Wechsel des Lebens nicht anpaßt, wenn er geistig und körperlich nicht rührig und geschmeidig bleibt, gleichsam ein Automat, eine Maschine. Ebenso verlangt auch die menschliche Gesellschaft von ihren Mitgliedern, daß sie sich an die Sitten und Gebräuche dieser Gesellschaft anpassen, ja selbst an ihre Modelaunen. Denn sie fürchtet, daß ohne diese Anpassung des Einzelnen der Einzelne sich isolieren würde, und daß damit der harmonische Bestand der Gesellschaft gefährdet wäre. Darum rächt sich die Gesellschaft für jeden Verstoß gegen diese Anpassung durch das Lachen, das demütigend wirkt und dadurch bessern soll.

Bergson erklärt eine ganze Reihe der verschiedensten komischen Wirkungen auf diese Weise. So muß der träge Körper, die tote Materie ständig unter der Herrschaft des Geistes stehen, damit er rührig und geschmeidig sei. Darum wirken alle ungeschickten, unbeholfenen Bewegungen komisch, weil hier der Körper wie ein Automat, wie ein Mechanismus, eine Person wie eine Sache erscheint.

Ebenso ist auch der Zerstreute eine unversiegliche Quelle der Komik, weil er, mit anderen Gedanken beschäftigt, auf das wirkliche Leben nicht achtet und sein Körper wie ein Automat arbeitet. Oder es wirkt komisch, wenn die Bedürfnisse des Körpers den Geist stören, wenn z. B. ein Redner mitten in seiner Rede niest. Stellungen, Gebärden und Bewegungen des menschlichen Körpers sind in dem Maße komisch, als sie uns an eine Maschine erinnern. Eine rote Nase wirkt komisch, weil sie uns an eine geschminkte, künstlich gefärbte Nase erinnert, ein Neger, weil wir uns ihn als einen ungewaschenen Weißen vorstellen. Zeremonien werden in dem Augenblicke komisch, wo wir ihre eigentliche Bedeutung vergessen und weil hier eine menschliche Regelung an Stelle der Naturgesetze tritt.

Situationen wirken komisch, wenn sie auf uns den Eindruck des Lebendigen und zugleich den eines mechanischen Arrangements machen. Darum die komische Wirkung einer Marionette, die wie ein lebendiger Mensch aussieht und handelt und von der wir doch wissen, daß sie an Fäden gelenkt wird, also wie eine Maschine wirkt!

Der Unterschied zwischen Leben und Mechanismus besteht darin, daß das Leben stets fortschreitet. Nie kehrt im Leben etwas genau Gleiches wieder, das Leben wiederholt sich nie. Jedes Wesen ist eine Einheit für sich, ist etwas in sich Abgeschlossenes, das mit den anderen nichts gemein hat, es ist, wie wir sagen, eine Individualität. Daher

kann alles komisch wirken, was gegen diese Gesetze des Lebens verstößt, also Wiederholungen einer genau gleichen Situation. Das alles haben die Lustspieldichter schon in den ältesten Zeiten gewußt oder herausgefühlt. Ein typisches Beispiel für die komische Wirkung der Wiederholung findet sich in Buschs Plisch und Plum. An den Jungen Paul und Peter hat sich die Erziehungsmethode ihres Lehrers Bockelmann bewährt und die beiden Jungen wenden nun die gleiche Methode auf Plisch und Plum an.

Aber auch für Plisch und Plum
Nahte sich das Studium
Und die nötige Dressur,
Ganz wie Bockelmann verfuhr.

Wir wir also gesehen haben, bezeichnet das Komische nach der Auffassung Bergsons einen gewissen Mangel an Anpassung eines Menschen an die Gesellschaft. Komisch wirkt jeder Mensch, der automatisch seinen Weg verfolgt, ohne sich um den Kontakt mit den anderen oder mit der Wirklichkeit zu kümmer. Darauf beruht zum Beispiel die komische Wirkung des Don Quixote, der mit den Heldengestalten der Romane, die er eben gelesen hat, ganz in Gedanken beschäftigt, die Windmühlen der Wirklichkeit für Riesen hält und mit ihnen kämpft. So wirkt jede fixe Idee eines Menschen, der die Dinge der Umwelt verkennt und sie im Sinne seiner fixen Idee deutet. Er sieht die ganze Welt durch das gefärbte Glas seiner Wahnidee verfälscht, hält aber diese Scheinbilder, diese Illusionen, für wirklich. Lichtenberg erzählt von einem Griechischprofessor, er sei so gelehrt gewesen, daß er jedesmal statt „angenommen“ „Agamemnon“ las. Er war eben von dem Griechischen ständig in Gedanken so erfüllt, daß er das griechische Wort in das ähnlich aussehende deutsche hineinprojizierte.

Der Witz ist nun das Komische in der Sprache oder wie Bergson sich ausdrückt: Witz ist Projektion der Komik auf die Ebene der Sprache. Es gelten daher für ihn die gleichen Regeln wie für das Komische im allgemeinen. So ist das Charakteristische des Witzes nach Bergson eine gewisse Starrheit und Steifheit der Sprache. Im Witz wird gesagt, was man eigentlich nicht sagen wollte. Es wirkt witzig, wenn man einen absurden, unsinnigen Gedanken in das Gewand eines sinnvoll klingenden Satzes, z. B. einer stehenden Redensart kleidet: „Wie wunderschön ist's nichts zu tun und nach dem Nichtstun auszuruhn“, das dem bekannten Sprichwort: Nach getaner Arbeit ist gut ruhn, nachgebildet ist.

Oft werden zwei Redensarten ineinander geschachtelt oder man spielt mit der Doppelbedeutung eines Wortes, seiner eigentlichen und seiner übertragenen. Ein anderes Mittel des Witzes ist die Transposition. Es wird etwas Feierliches in familiären Ausdrücken wiedergegeben, etwas Unmoralisches wie etwas Selbstverständliches, Zulässiges dargestellt. So wenn in einem Roman Gogols ein höherer Beamte zu seinem Untergebenen sagt: Für einen Beamten deines Ranges stiehlst du zu viel. Hier wird stillschweigend vorausgesetzt, daß jeder Beamte stiehlt und es wird das als etwas, das selbstverständlich und

ganz in der Ordnung ist, dargestellt. Ein anderes Beispiel: Erinnern wir uns der Definition der Ohrfeige bei Wilhelm Busch:

> Hier strotzt die Backe voller Saft,
> Da hängt die Hand, gefüllt mit Kraft.
> Die Kraft, infolge von Erregung,
> Verwandelt sich in Schwungbewegung.
> Bewegung, die in schnellem Blitze
> Zur Backe eilt, wird hier zur Hitze.
> Die Hitze aber, durch Entzündung
> Der Nerven, brennt als Schmerzempfindung
> Bis in den tiefsten Seelenkern
> Und dies Gefühl hat keiner gern.
> Ohrfeige heißt man diese Handlung,
> Der Forscher nennt es Kraftverwandlung.

Hier liegt der Witz darin, daß eine triviale, uns allen geläufige Handlung, die Ohrfeige, in den gelehrten Ausdrücken der Physik und Medizin beschrieben wird.

Der Witz und die Komik haben ihre eigene Logik, nicht die gewöhnliche Logik des Verstandes, sondern die Logik der Phantasie. Und hier begegnet sich der Witz und die Komik mit einer anderen menschlichen Erscheinung, dem T r a u m e. Die komische Absurdität ist von der gleichen Natur wie die des Traumes. Im Traume herrscht der Geist selbstherrlich und sucht in der Außenwelt nur einen Vorwand, um seine Phantasien in Wirklichkeit umzusetzen. Ein verworrenes Geräusch, das das Ohr des Schlafenden trifft, wird vom Geiste im Traume je nach der Stimmungslage in eine liebliche Melodie oder einen Sturm umgewandelt.

Und noch eines. Erinnern wir uns, daß Bergson das Komische als ein Nachlassen der gespannten Aufmerksamkeit ansieht, so werden wir verstehen, daß es ein Sich-gehen-lassen des Einzelnen ist. Der Mensch, der müde ist, ständig auf die Rücksicht gegen die Gesellschaft bedacht zu sein, läßt sich gehen. Das bedeutet für ihn eine Entspannung. Aber er begeht damit eine Taktlosigkeit gegen die Gesellschaft. Und sie rächt sich an ihm durch das Lachen. Das Lachen ist, wie Bergson sagt, eine soziale Geste.

Ich habe absichtlich mit der Beziehung des Komischen zum Traume und der Auffassung des Komischen als einer Entspannung von der ermüdenden Last der Rücksicht auf die Gesellschaft geschlossen. Denn das bildet den Hauptinhalt des zweiten Buches von Sigmund F r e u d: „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten.“ Freud beginnt auch wie Bergson sein Buch mit einer Untersuchung der Technik des Witzes, d. h. er nimmt zunächst eine überaus große Zahl von bekannten Witzen vor und zeigt, worin das Witzige besteht und wie sich die Witze zu bestimmten Typen zusammenordnen lassen.

Heine läßt eine Person, einen armen, kleinen Mann, sagen: Rothschild behandelt mich ganz wie seinesgleichen, ganz famillionär. Der Witz besteht hier darin, daß zwei Worte, familiär und Millionär, in ein ganz neues Wort, eine Wortneubildung, zusammengezogen sind. Ähn-

licher Witze gibt es eine ganze Menge. Der böse Witz verwandelte den Namen eines Potentaten namens Leopold wegen seiner Beziehungen zu einer Dame namens Cleo in Cleopold. Hier die Verschmelzung von Cleo und Leopold. Etwas komplizierter, aber im Wesen gleich, ist die Technik des folgenden Witzes. Jemand sagt von einem Dritten: Ich bin mit ihm tête à bête gefahren. Hier ist auch eine Verschmelzung — oder wie Freud es nennt, Verdichtung — zweier Gedanken. Ich bin mit ihm tête à tête gefahren und der zweite Gedanke: Der X ist ein Vieh, das französiche bête.

Nun eine andere Art von Witztechnik. Zwei Beispiele: In der Kapuzinerpredigt im Wallenstein heißt es: „Läßt sich nennen den Wallenstein, ja freilich ist er uns allen ein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses.“ Und das zweite, ein bekannter Ausspruch Schleiermachers: Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Witzig wirkt hier der Gleichklang der Worte. Zweimal ist das gleiche Wortmaterial verwendet, so daß es den Anschein hat, als ob das Wort durch sich selbst erklärt würde.

Eine andere Witztechnik besteht im Doppelsinn der Worte. Als Beispiel diene folgender Witz: Saphir bat einst Rothschild um ein Darlehen von 100 Dukaten. Rothschild versprach es ihm für den nächsten Tag, aber unter der Bedingung, daß Saphir einen Witz mache. Am nächsten Tag stellt sich Saphir ein und wird von Rothschild mit den Worten empfangen: Aha, mein lieber Saphir, Sie kommen wohl um Ihre 100 Dukaten? Nein, Herr Baron, erwidert Saphir, S i e kommen um Ihre 100 Dukaten. Dieser Witz beruht auf dem Doppelsinn des Ausdrucks „um etwas kommen“.

Bei den bisherigen Witzbeispielen haftet das Witzige am Ausdruck, an den Worten. Es gibt aber auch Witze, nicht der Worte, sondern der Gedanken, Gedankenwitze im Gegensatz zu Wortwitzen.

Heine befand sich eines Abends mit dem Dichter Soulié in einem Pariser Salon. Da betritt ein Geldkönig den Saal und wird sogleich von allen umringt und mit größter Ehrerbietung behandelt. „Sehen Sie“, sagt Soulié zu Heine, „wie dort die Menge das goldene Kalb anbetet.“ Worauf Heine antwortet: „O, der muß schon älter sein.“

Ein zweiter Witz mit der gleichen Technik: Zwei Juden treffen in der Nähe des Badehauses zusammen. Hast du genommen ein Bad? fragt der eine. Wieso, fragt der andere dagegen, fehlt eins? Im ersten Witz gebraucht Soulié das Bild vom goldenen Kalb. Heine nimmt aus dieser Phrase das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung. Es liegt hier eine Verschiebung des psychischen Akzents vor. Noch deutlicher ist diese Verschiebung im zweiten Witz. In der Frage des ersten Juden liegt der Ton auf Bad; in der Antwort des zweiten liegt er auf nehmen, wobei noch der Doppelsinn des Wortes hinzukommt, indem das zweitemal nehmen im Sinne von entwenden, stehlen gebraucht ist. Das Witzige besteht hier darin, daß die gerade Richtung des Gedankenganges, die man erwartet, unvermutet in eine andere Richtung, eine Seitenrichtung, ablenkt. Noch deutlicher ist diese Ablenkung der Gedankenrichtung in dem folgenden Witz. Ein Verarmter hat sich von einem reichen Bekannten unter vielen Beteuerungen seiner Notlage 100 K ausgeliehen. Noch am selben Tage trifft ihn der Gönner in einem

vornehmen Restaurant vor einer Schüssel Lachs mit Mayonnaise. Er macht ihm Vorwürfe: Wie, Sie borgen sich Geld von mir aus und dann bestellen Sie sich Lachs mit Mayonnaise? Dazu haben Sie mein Geld gebraucht? — Ich verstehe Sie nicht, antwortet der Beschuldigte, wenn ich kein Geld hab, kann ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise, wenn ich Geld hab, darf ich nicht essen Lachs mit Mayonnaise, wann denn soll ich essen Lachs mit Mayonnaise?

Die Verschiebung des Akzents wird besonders deutlich in dem folgenden Witz: Ein Pferdehändler empfiehlt einem Kunden ein Reitpferd. „Wenn Sie dieses Pferd nehmen und setzen sich um 7 Uhr auf, sind Sie um 4 Uhr früh in Preßburg.“ Was mach ich um 4 Uhr früh in Preßburg, lautet die Antwort des Kunden. Der Händler will die Schnelligkeit des Pferdes veranschaulichen. Der Käufer setzt aber den Gedanken in einer ganz anderen, nebensächlichen Richtung fort, indem er an die Zeitbestimmung anknüpft.

Eine weitere Gruppe von Witzen benützt den Widersinn, scheinbaren Unsinn und Denkfehler.

Niemals geboren zu werden, wäre das beste für die sterblichen Menschen. Aber unter 100.000 Menschen passiert dies kaum einem. — Von Phokion wird erzählt, er habe, als ihm nach einer Rede Beifall geklatscht wurde, gefragt: Was habe ich denn Dummes gesagt? — Der Bräutigam macht mit dem Heiratsvermittler seinen ersten Besuch im Hause der Braut. Während sie warten, macht der Vermittler den Bräutigam auf einen Glasschrank aufmerksam, in dem Kostbarkeiten zur Schau gestellt sind. Da können Sie sehen, wie reich die Leute sind, sagt der Vermittler zum Bräutigam. Der mißtrauische junge Mann meint aber: Das können sie geliehen haben. Wer wird den Leuten was borgen?, lautet die Antwort des Vermittlers.

Freud führt noch eine ganze Reihe von anderen Witztechniken an, z. B. Darstellung durch das Gegenteil. Ein Beispiel dafür. Friedrich der Große hörte von einem Prediger, der in dem Rufe stand mit Geistern zu verkehren. Er läßt den Mann kommen und empfängt ihn mit der Frage: Er kann Geister beschwören? Zu Befehl, Majestät, aber sie kommen nicht, war die Antwort. Hier ist die eigentlich dem Sinne nach verneinende Antwort in eine scheinbare Bejahung eingekleidet.

Doch genug der Beispiele. Freud stellt folgende Theorie des Witzes auf. Der Witz macht uns Vergnügen, er bringt uns einen L u s t g e w i n n. Wodurch geschieht das? Freud weist nach, daß dieser Lustgewinn durch Ueberwindung einer Hemmung zustande kommt. Am deutlichsten soll dies nach Ansicht Freuds beim sexuellen Witz, der Zote, werden. Die freie Äußerung einer sexuellen Beziehung ist durch Sitte und Anstand verpönt. Die Kultur führt hier zu einer inneren Hemmung, Verdrängung, die uns verbietet, das Sexuelle offen auszusprechen. Durch den Witz wird dieses Hindernis, diese Schranke umgangen. Daher der Lustgewinn beim Witz. Oder eine andere Art von Witzen, der agressive, tendenziöse Witz. An die Stelle der Handgreiflichkeit oder der Beschimpfung gegen eine Person, was ebenfalls durch die gute Sitte verboten ist, tritt bei kultivierten Leuten der agressive Witz. Wieder das Umgehen einer Schranke, das uns Lust schafft. Beim Witz durch Widersinn, Unsinn oder Denkfehler, ebenso

wie beim Wortwitz soll nach Freud die Lust am Unsinn, das Spielen mit Worten, das aus unserer Kindheit stammt, das Ziel sein, das wir anstreben. Diese Lust am Unsinn ist uns durch die angelernte Hemmung der Logik verboten. Diese Schranke der Vernunft wird in dieser Art von Witzen umgangen. Es ist eine Erleichterung vom Zwange der Kritik. Wir sehen, daß allen den verschiedenen Arten des Witzes das gleiche Prinzip zugrunde liegt, innere Hemmungen aufzuheben und dadurch uns eine Lust zu verschaffen, die uns durch Sitte, Anstand, Kultur, also durch Verdrängung, verboten ist.

So wird auch die Beziehung zwischen Witz und Traum im Sinne Freuds klar. Auch im Traum setzt die Zensur, d. i. das immer, selbst im Schlaf wache Gebot der Sitte, eine hemmende Schranke und die im Wachzustand ins Unbewußte verdrängten Wünsche dürfen selbst im Schlaf nur in einer Verkleidung, die sie unkenntlich macht, auftreten. Dies geschieht im Traume durch die verschiedenen Arten der Symbolik, Verdichtung, Verschiebung, Darstellung durch das Gegenteil. Freud hat nun durch das Studium der Witztechnik nachgewiesen, daß sich der Witz der gleichen Technik bedient wie der Traum, um den eigentlichen Gedanken zu verhüllen. Freud nimmt aber an, daß die erwähnte Darstellungsweise, die Symbolik, für das Unbewußte überhaupt charakteristisch sei. Und so kommt Freud folgerichtig zu dem Schlusse, der Witz entstehe im Unbewußten. Tatsächlich sind Witze Einfälle und es ist kaum möglich, einen guten Witz mit Absicht, mit Bewußtsein zu machen. Der Vorgang der zum Witze führt, ist nach Freud folgender: Ein Gedanke, der von der Zensur abgelehnt wird, wird für einen Moment dem Unbewußten zur Bearbeitung überlassen — er taucht gleichsam für einen Moment ins Unbewußte — und das Ergebnis dieser Bearbeitung durch das Unbewußte gelangt dann ins Bewußtsein.

Vergleichen wir die beiden Theorien von Bergson und Freud, so ergibt sich, daß sie in wesentlichen Punkten übereinstimmen. Freud sagt, der Zweck des Witzes sei das Umgehen einer Schranke, die uns durch Anstand und Sitte gezogen ist. Bergson sieht das Wesen des Komischen darin, daß sich der Mensch gehen lasse, er suche eine Entspannung von der ermüdenden ständigen Rücksicht des Einzelnen auf die Gesellschaft. Das ist doch wohl im wesentlichen der gleiche Gedanke! Ebenso stimmen beide darin überein, daß der Witz Beziehungen zum Traume habe. Freud weist nach, daß die Technik des Witzes die gleiche sei wie die des Traumes und Bergson drückt es so aus: die Logik des Witzes sei auch die Logik des Traumes.

Aus der großen Zahl anderer Theorien über den Witz will ich nur noch über eine berichten, die schon deswegen unser Interesse verdient, weil sie von unserem Br. Dr. Felix Weltsch stammt. In der Purim-Beilage zur „Selbstwehr" vom 2. März 1928 hat Br. Weltsch einen Aufsatz veröffentlicht mit dem Titel: Worüber lachen wir? Durch Analyse vieler Witze kommt er zu der Ansicht, das Wesen des Witzes liege darin, daß sich plötzlich zwei Gedankenreihen durchkreuzen, an einem Punkte zusammenstoßen. Dadurch entsteht ein verblüffender Widerspruch, eine heftige chaotische Spannung. Aber nur für einen Moment. Sofort löst sich blitzartig die Spannung, dadurch, daß die Situation

durchschaut wird. Der Zuschauer oder Hörer blickt so zu sagen von dem Punkte aus, an dem der überraschende, im ersten Moment unverständliche Zusammenstoß geschah, in beide Zusammenhangsrichtungen hinein. Und die Spannung entlädt sich im Lachen.

Nehmen wir folgenden Witz: Der Schadchen hat dem Bewerber versichert, daß der Vater des Mädchens nicht mehr am Leben ist. Nach der Verlobung stellt sich heraus, daß der Vater noch lebt und eine Kerkerstrafe abbüßt. Der Bewerber macht nun dem Schadchen Vorwürfe. Sie haben mir doch gesagt, der Vater ist nicht mehr am Leben. Nun, meint dieser, ist denn das ein Leben? Hier ist eine Gedankenrichtung, die des Bräutigams: Sie haben gesagt, der Vater ist nicht am Leben; das ist aber nicht wahr, er lebt und büßt eine Kerkerstrafe ab. Die zweite Gedankenrichtung, die des Schadchens ist: Ist das ein Leben zu nennen, wenn man im Kerker sitzt? Beide Gedankenreihen treffen sich in dem Worte Leben. Dadurch, daß wir beide Gedankenreihen durchlaufen, verstehen wir den Witz.

Noch an einem anderen Beispiel möchte ich zeigen, daß sich die Theorie Br. Weltschs auf jeden Witz anwenden läßt. Ein jüdischer Reisender kommt in ein Seidengeschäft. Er läßt sich verschiedene Waren zeigen und sucht sich verschiedenes aus. In einem, wie er glaubt, unbemerkten Augenblick läßt er ein halbes Dutzend seidene Taschentücher in seiner Tasche verschwinden. Wie es zum Zahlen kommt, schreibt der Verkäufer, der die Entwendung der Taschentücher bemerkt hat, zuletzt auf die Rechnung dieses halbe Dutzend Taschentücher. Als sich der Reisende die Rechnung nun durchsieht und zu dem letzten Posten, den gestohlenen Taschentüchern kommt, sagt er mit einem schelmischen Lächeln zu dem Verkäufer: Sie Ganef! Der Kreuzungspunkt der beiden Gedankenreihen ist das Wort Ganef. Gehen wir von diesem Worte in beiden Gedankenrichtungen. Der Gedankengang des Verkäufers und auch des Zuhörers ist zunächst der, daß der Reisende ein Ganef ist. Die zweite Gedankenrichtung, offenbar die des Reisenden, ist aber die, daß der Verkäufer, der den Diebstahl bemerkt hat, deswegen ein Ganef ist, weil er den Reisenden durchschaut hat.

Für mich hatte die Theorie des Witzes von Weltsch noch ein besonderes Interesse. Sie deckt sich nämlich beinahe mit der Ansicht eines englischen Nervenarztes, der bereits im Jahre 1887 den Witz ein g e i s t i g e s D o p p e l t s e h e n nannte. J a c k s o n, so ist der Name dieses Mannes, lehrt, daß jeder Gedankenprozeß doppelt ist. Der Geruch von Rosen, den ich jetzt spüre, läßt mich an ein Zimmer denken, in dem ich als Kind viel Zeit zugebracht habe. Hier besteht geistiges Doppeltsehen, sagt Jackson. Wir haben eine gegenwärtige, jetzige, engere Umgebung und eine gewisse, unbestimmte, vergangene Umgebung. Jackson geht aber noch weiter. Er sagt: Jeder Gedankenprozeß besteht in dem Aufsuchen von Beziehungen der Ähnlichkeit und Verschiedenheit. Zu sagen, was ein Ding ist, heißt sagen, wem es ähnlich und wem es unähnlich ist. Der Witz ist nach der Ansicht Jacksons eine Karikatur des normalen Denkprozesses, er ist der Schein einer Ähnlichkeit zwischen ganz verschiedenen Dingen. Beiläufig möchte ich bemerken, daß Jackson, hierin ein Vorläufer Freuds und Bergsons, den Witz mit dem Traume vergleicht. Er sagt, das Träumen sei auch ein Doppelt-

sehen, eine Karikatur der wachen Geistestätigkeit und der Mechanismus des Träumens sei der gleiche wie der des Witzes.

In allerletzter Zeit hat Br Weltsch seine Theorie des Witzes weiter ausgebaut. Er sieht die Wurzel alles Lächerlichen darin, daß zwei Gedankenreihen, die nicht zusammengehören, wie durch eine Klammer miteinander verbunden werden. Diese Klammer ist manchmal nur eine Wortähnlichkeit, ein Gleichklang, manchmal liegt diese Klammer aber tiefer verborgen. So in dem Witz mit dem Schnorrer, der sich Geld ausborgt und dann Lachs mit Mayonnaise ißt. Hier ist die Klammer die unausgesprochene Gleichheit aller Menschen, reich wie arm. Die Freude am Witz liege nun darin, daß durch die enge Verbindung zweier ganz verschiedener, weit auseinander liegender Welten zunächst ein Gefühl der Verblüffung entsteht. Aber wie bei der Vereinigung zweier unverträglicher chemischer Elemente eine Explosion die Folge ist, so auch hier. Die Mischung explodiert. Die im Witze gewaltsam vereinigten, verklammerten fremden Welten streben wieder auseinander, die Spannung in uns löst sich, indem wir den Witz durchschauen. Der Witz gibt so dem Menschen die Illusion der Freiheit, indem er im Witze das vereinigt, was in der rauhen Wirklichkeit weit getrennt ist.

Und nun zum Schlusse die Ansicht eines Dichters über den Witz! Ich meine die von Jean Paul, dessen Vorschule der Ästhetik 1804 erschienen ist und in der ein ganzes Kapitel vom Witz handelt. Hier zeigt sich, wie Gedanken immer wiederkehren, wie manches, was jetzt als neu gilt, schon vor langer Zeit von genialen Menschen gedacht oder wenigstens geahnt wurde. Jean Paul sagt in einer weniger systematischen, dafür mehr poetischen, bilderreichen Weise:

„Zu neuen Ideen gehören durchaus freie, zu diesen wieder gleiche, und nur der Witz gibt uns Freiheit, indem er Gleichheit vorher gibt; er ist für den Geist, was für die Scheidekunst Feuer und Wasser ist; Chemica non agunt nisi soluta (d. h. nur die Flüssigkeit gibt die Freiheit zu neuer Gestaltung — oder: nur entbundene Körper schaffen neue). ... Freiheit gibt Witz (also Gleichheit mit), und Witz gibt Freiheit. ... Wenn nämlich der Geist sich ganz frei gemacht hat — wenn der Kopf nicht eine tote Polterkammer, sondern ein Polterabend der Brautnacht geworden — wenn eine Gemeinschaft der Ideen herrscht, wie der Weiber in Platons „Republik", und alle sich zeugend verbinden — wenn zwar ein Chaos da ist, aber darüber ein heiliger Geist, welcher schwebt, oder zuvor ein infusorisches, welches aber in der Nähe sehr gut gebildet ist und sich selber gut fortbildet und fortzeugt — wenn in dieser allgemeinen Auflösung, wie man sich den jüngsten Tag außerhalb des Kopfes denkt, Sterne fallen, Menschen auferstehen und alles sich untereinander mischt, um etwas Neues zu gestalten — wenn dieser Dithyrambus des Witzes, welcher freilich nicht in einigen kargen Funken eines geschlagenen toten Kiesels, sondern im schimmernden Fort- und Überströmen einer warmen Gewitterwolke besteht, den Menschen mehr mit Licht als mit Gestalten füllt: dann ist ihm durch die allgemeine Gleichheit und Freiheit der Weg zur dichterischen und zur philosophischen Freiheit und Erfindung aufgetan, und seine Findkunst (Heuristik) wird jetzt nur durch ein schöneres Ziel bestimmt."

Gespräch mit Br. Prof. Steinherz über das neue Jahrbuch der Historischen Gesellschaft.

Das neue Jahrbuch der Historischen Gesellschaft, das seinem Umfang nach das des Vorjahres noch übertrifft, zeigt vor allem eines mit erfreulicher Deutlichkeit: daß es hier wirklich eine Kontinuität der Leistung gibt, wie sie zum erstenmal in der Festschrift der Praga sich kundtat. Die Energie, mit welcher man den Sinn für jüdische Geschichte in wissenschaftliche Arbeit umsetzte, war nicht mit einem Buche erschöpft. Man spürt: immer neue Gebiete erschließen sich; es geht rüstig weiter. Und dann noch etwas zweites. In immer weitere Kreise dringt das Verständnis für eine kritische, quellenmäßige Darstellung der jüdischen Geschichte. Daß alle diese Anregungen der w. Praga und insbesondere des Br. Großschatzmeisters Dr. Gottlieb Stein solche Richtung und Auswirkung gefunden haben, ist das (fast schon Geschichte gewordene) Verdienst von Br. Prof. Steinherz.

Es darf darum ganz besonderes Interesse beanspruchen, wie Bruder Steinherz als Herausgeber des Jahrbuches über die Bedeutung der einzelnen Arbeiten denkt. In einem Gespräch, das eigens diesem Gegenstand gewidmet war, galt sein erstes Wort dem Bedauern, daß der Zustand seiner Augen es ihm nicht gestattet habe, die Manuskripte selbst so durchzugehen, wie er es sonst gewohnt war. Im übrigen sei es auch diesmal sein Grundsatz gewesen, jedem Autor möglichst freie Hand in der Darstellung zu lassen. Mit einer gewissen Besorgnis fragte er, ob nicht dadurch, daß er die Korrekturen nicht selbst lesen konnte, sein eigener Beitrag an Klarheit verloren habe. Ich konnte ihn versichern, daß kaum eine zweite Arbeit dem Leser ein solches gedankliches Vergnügen bereite, weil Schritt für Schritt der ganze Forschungsweg von der Quelle an nachgelebt werde. Es sei gerade für diese Untersuchung charakteristisch, daß sie dem ganzen Problem von einem psychologischen Standpunkt beizukommen suche. Br. Steinherz gab zu, daß die Arbeit einen besonderen Reiz für ihn gehabt habe. „Es war mein Bestreben", sagte er, „den Autor, der die einzige Geschichtsquelle Böhmens im frühen Mittelalter ist, auch das zu entlocken, was er uns verschweigt, ja was er falsch darstellt. Denn hier steht die Sache so: Cosmas, der Domdechant in Prag, ein alter und in Judenfeindschaft verknöcherter Mann, hat die Persönlichkeit, die er so häßlich schildert, den jüdischen Emporkömmling Jakob, der es zum ersten Mann im Lande gebracht hatte, selbst sehr oft gesehen und er war über den Aufstieg und Sturz des Vizedominus Jakob im Klaren. Er konnte es aber nicht über sich bringen, die Juden von jeder Schuld an dieser abstoßenden Sache freizusprechen. Ich habe nun versucht, wenn ich mich handgreif-

lich ausdrücken soll, hinter den Autor zu kommen und herauszufinden, was hinter seinen Worten steckt. An manchen Dingen hatte ich ganz besondere Freude. So z. B. spricht Cosmas fortwährend davon, daß er und „viele wahrheitsliebende Menschen" an der Seite Jakobs den Teufel wiederholt gesehen hätten. Ich sagte mir, daß diese Bemerkung einen positiven Hintergrund haben müsse und da verfiel ich auf die Hypothese von dem schwarzen Sklaven."

Der einleitende Artikel von Dr. Jindřich K o h n bildete dann den Gegenstand unseres Gespräches. Der Artikel verlangt eine besondere Vertrautheit mit der philosophischen Ausdrucksweise des Autors. Steinherz sprach sein Bedauern darüber aus, daß von tschechischer Seite sehr spärliche Arbeiten eingelaufen seien und er hofft, daß die Gedankengänge Kohns tschechischen Forschern Lust machen werden, sich mit der soziologisch besonders interessanten jüdischen Gemeinschaft in der Tschechoslowakei zu befassen. Die Arbeit von Dr. Kohn, welche die Gestalt und das Werk Masaryks von ihrer historisch-problematischen Seite her erfaßt, sollte zugleich auch ein Festartikel für den Präsidenten der Republik sein.

Von ganz außerordentlichem Werte für den Historiker erscheint Br. Steinherz die von Prof. H. S. L i e b e n besorgte Übersetzung der aus dem 18. Jahrhundert stammenden Chronik des Leides, I g e r e t h M a c h a l a t h, die bisher nur ein einziges Mal, und zwar in der hebräischen Originalfassung veröffentlicht worden ist. Die Quelle ist darum besonders wichtig, weil sie uns die reichsten Aufschlüsse über das i n n e r e Leben in der Judengemeinde Prag gibt.

Die beiden Aufsätze von B r e t h o l z über den „Gewitscher Judenrichter Josef David" und „Die Judenschaft des Marktes Pirnitz im 18. Jahrhundert" hält Steinherz für sehr bedeutsam. Der erste Aufsatz zeigt, daß das Leben im Ghetto auch sehr häßliche und traurige Auswüchse unter Umständen hervorgebracht hat. Das Leben im Ghetto habe sicherlich dazu beigetragen, die Juden zu erhalten. Denn in jeder Masse, die unter Druck gehalten werde, entwickeln sich Lebenskräfte. Aber man sehe gerade an diesem Beispiel ergreifend, wie sehr manchmal Neid und Denunziation hier gewütet hätten. Der zweite Aufsatz von Bretholz gibt ein hübsches Bild von dem Erwerbsleben der Juden in einer kleinen mährischen Niederlassung.

Auch die Untersuchung von Prof. Dr. Alfred E n g e l ist dem mährischen Judentum gewidmet. Br. Steinherz weist darauf hin, welche eindringendsten Forschungen Engel in den mährischen öffentlichen Archiven angestellt habe. Außer denen in Brünn seien die Archive aller Städte, wo Juden jemals waren, gründlichst durchgearbeitet worden. Engel will das Auftreten der Juden in den einzelnen Gemeinden, ihre

Ansässigkeit, ihre Konflikte mit den Kaufleuten und Zünften darstellen. In dem veröffentlichten ersten Teile hat er die Grundlagen zu dieser Darstellung geschaffen und er wird in einem zweiten späteren Teile den ganzen Gang der Ereignisse vervollständigen.

Der Aufsatz von Dr. Heinrich Flesch „Aus jüdischen Handschriften in Mähren", ist der erste Versuch auf dem noch ganz unbebautem Gebiet der Handschriftenkunde der Juden. Hier wird auch eine zukünftige jüdische Kunstgeschichte wertvolle Anhaltspunkte finden, denn die illuminierten Handschriften gehören ja beiden Gebieten, der Handschriftenkunde und der jüdischen Kunstgeschichte, an. Darum habe Prof. Steinherz als Herausgeber besonderen Wert auf die acht Illustrationsproben gelegt.

Ausgezeichnet gearbeitet und sehr interessant ist nach der Meinung Br. Steinherz' der Artikel von Univ.-Prof. Dr. Guido Kisch „Die Zensur jüdischer Bücher in Böhmen". Es sind eigentlich zwei wertvolle Publikationen hier zusammengefaßt: die Einleitung und das im Prager Universitätsarchiv, bzw. Archiv des Ministeriums des Inneren gefundene Dokument, das über hervorragende Männer der jüdischen Geistesgeschichte, wie Rapoport, Wolfgang Wessely, Moritz Steinschneider, M. Letteris, inhaltsreiche Charakteristiken gibt.

Der Berglsche Aufsatz über den Judenmord in Böhm.-Leipa am 9. Dezember 1744, ist, wie alle Aufsätze dieses Autors, aktenmäßig aufs gründlichste gearbeitet. Und wie bei den früheren Aufsätzen, spürt man auch hier das wirklich warme Interesse für die Juden. Das Mitgefühl mit den armen Opfern bricht durch die ganze Darstellung hindurch und überträgt sich wie bei einem Kunstwerk auf den Leser.

Blaschkas Artikel ist schon darum bemerkenswert, weil hier eine sonst trockene Materie lebendig und fesselnd gestaltet ist. Er ist die Vorarbeit für die Ausgabe der großen Geschichtsquelle: Die Register der Judenschulden des Prager Burggrafenamtes aus dem 15. Jahrhundert.

Der Aufsatz von Archivar František Teplý über die Juden in Schwihau ist durch sein reiches Tatsachenmaterial verdienstlich. Die inhaltliche Zusammenstellung der 50 Jahrgänge des „Česko-židovský kalendář" durch Jaroslav Rokycana bietet anregende Hinweise auf verschiedene, zum Teil vergessene Artikel. Ähnlich sind auch die Daten in der Skizze von Paul Nettl: „Bemerkungen zur jüdischen Musik- und Theatergeschichte in Böhmen" aufzufassen.

Die hübsche Mitteilung von Viktor Kurrein über das südböhmische Rosenberg weist den Zusammenhang der Juden von Linz mit denen in Rosenberg nach.

Das Gespräch wandte sich dann der Frage nach dem Erfolg des vorjährigen Jahrbuches zu. Br. Steinherz bemerkte, daß bis auf ganz wenige Exemplare die deutsche Auflage vollständig vergriffen sei, wenn er die Zahlen richtig im Kopfe habe, von 1900 Exemplaren etwa 50. Dagegen sei von der tschechischen Auflage, die 300 Exemplare betragen habe, die Hälfte noch vorhanden. Welches Echo der erste Band in den wissenschaftlichen Kreisen geweckt habe, werde sich erst in späterer Zeit feststellen lassen. Bisher sei eine eingehende Rezension seitens eines Fachmannes nicht erschienen. Doch lasse sich an der ideellen Wirkung nicht zweifeln.

Br. Steinherz erwähnte schließlich auch einiges über die für das nächste Jahrbuch vorgesehenen Arbeiten. Dr. Prokesch habe einen Aufsatz über das Toleranzpatent Josef II. zugesagt. Archivar Dr. Roubik werde über die im Archive des Ministeriums des Inneren vorhandene und in ihrer Art einzig dastehende Sammlung von Ortsbildern der jüdischen Niederlassungen in Böhmen — es sind ihrer an hundert Stück — berichten und es soll eine Anzahl dieser Bilder im Jahrbuch reproduziert werden. Prof. Dr. Donath wird eine deutsche Bearbeitung seines Buches über die Juden in der tschechischen Literatur des 19. Jahrhunderts veröffentlichen. Mit einiger Sicherheit ist auch der Abschluß der Arbeit von Dr. Bernhard Heilig in Proßnitz zu erwarten, der eine Biographie des Feith Ehrenstamm schreibe, den er als größten Kriegslieferanten unter Franz II. nach gründlichstem Studium darstelle. Dr. Jakobowitz wird einen Artikel über die Judenabzeichen in Böhmen veröffentlichen, Dr. S. Adler über die Judizialprotokolle des Prager jüdischen Gemeindearchivs schreiben. Weiters sind in Aussicht genommen Arbeiten über die Juden in Neuhaus, über die Geschichte der jüdischen Garküche in Brünn u. a. Es liegt also jetzt schon für das kommende Jahrbuch genug Material vor.

Wir sprachen dann über die anderen Pläne der historischen Gesellschaft. Br. Prof. Steinherz hofft, daß schon demnächst unter seiner Leitung die Herren Bergl und Blaschka die erste große Quellenpublikation durchführen werden. Es handelt sich um die Judenkonsignation von 1724, eine für die Familienforschung und Wirtschaftsgeschichte einzigartige amtliche Zusammenstellung aller in Böhmen lebender Juden von 1724 mit Angabe ihres Namens, ihrer Beschäftigung, ihres Alters, Einkommens usw.

„Während ich so" — meinte Br. Steinherz beim Abschied — „in die jüdische Geschichte ganz vertieft bin, muß ich eben einer alten Verpflichtung nachkommen und eine längst geplante Publikation aus der Geschichte der Päpste zu Ende führen."

F. T.

Theorie der Fürsorge.

Die Entwicklung der Fürsorge und sozialen Hilfe in den letzten Jahrzehnten hat gezeigt, daß selbst auf diesem typisch-praktischen Gebiete alle Erneuerungen von theoretischen Erwägungen ausgegangen sind, die freilich an der Wirklichkeit nachgeprüft sein wollten. Ohne das gute Herz und die offene Hand, d. h. ohne das innere Interesse und die nötigen Mittel ist eine Hilfeleistung unmöglich. Aber die verstandesmäßige Durchdringung des Problems der Fürsorge vermag immerhin dem Interesse eine genauere Richtung zu geben und die Mittel günstiger auszunützen. Darum ist es immer von Wert, wenn von neuen Gesichtspunkten aus theoretische Erörterungen das Gebiet der Fürsorge beleuchten.

In einem im Oktoberheft des „Morgen" erschienenen Aufsatz spricht Dr. med. und phil. W. Eliasberg über das Problem „Not, Hilfe und Fürsorge". Der Aufsatz trägt seine Gedanken manchmal etwas sprunghaft vor, aber er gründet sich so sehr auf der Kenntnis der einschlägigen Literatur und rückt ein paar wichtige neue Gedanken so eindringlich in den Mittelpunkt, daß es sich verlohnt, das Wesentliche der Ausführungen hier mitzuteilen.

Vorausgeschickt sei, daß in der neuesten Zeit deutlich gefühlt wird, wie sehr durch die verwaltungsmäßige Art der allgemeinen Fürsorge etwas Mechanisches, Unpersönliches in die Fürsorge selbst eingedrungen ist. Wenn man aber von dem in Not geratenen Individuum ausgeht, so wird man leicht erkennen, daß zur wirklichen Hilfeleistung jedesmal auch etwas Persönliches hinzukommen muß. Gewiß bleibt es dauernde Errungenschaft der neueren Fürsorge, daß derjenige, dem geholfen werden soll, zur Selbsthilfe angeregt werde. Allein die Art der Fürsorge und ihre Intensität wird in jedem Sonderfall davon abhängen, ob man den Notstand eines Menschen von der sozialen Seite, d. h. vom Standpunkt einer Gefahr für die Gesellschaft, oder von dem Notleidenden selbst und von seiner seelischen Haltung aus betrachtet.

„Es wird berichtet," sagt Eliasberg, „daß auf Plakaten mit der Unterschrift „Jugend in Not" in einer Großstadt handschriftlich vermerkt stand: „Gebt ihnen Geld, dann gibt's keine Not." Die folgenden Äußerungen wären überflüssig, wenn das Problem auf diese Weise zu verstehen oder zu lösen wäre. In der Tat liegt es nahe, die in diesen Worten vorweg genommene Wirtschaftstheorie der Not für die maßgebende zu halten.

Alle Wirtschaftstheorie der Not geht aus von den in der Nationalökonomie bislang noch gebräuchlichen Begriffen des Existenzminimums, des Bedürfnisminimums bzw. des Standards der menschlichen Bedürfnisse. In einer zuerst 1908 erschienenen Arbeit hat Lujo Brentano noch einmal versucht, den äußersten Rahmen gewissermaßen alles Wirtschaftsverhaltens durch die Feststellung der wahrhaft unumgänglichen Bedürfnisse von der Physiologie her zu bestimmen. Alle naturalistischen Theorien aber versagen angesichts der Mannigfaltigkeit und Unberechenbarkeit menschlicher Bestrebungen. Das Unvorhersehbare, das Eigenartige, das Persönliche im Verhalten auch gegenüber den elementaren Bedürfnissen ist nicht etwa nur dem Sonderling,

dem Genie, dem Ekstatiker vorbehalten. Wir finden auch das normale Leben beherrscht von unübersehbaren, unvorhersehbaren Wertordnungen. Wäre dem nicht so, so würde nicht jeder Fürsorger so oft die Erfahrung machen, daß über Art und Grund des Notstandes, über Art und Ausmaß der Abhilfe zwischen ihm und dem Befürsorgten Meinungsverschiedenheiten bestehen. Zwischen Not und Hilfe schiebt sich das Bewußtsein vom Notstand in seiner ganzen Subjektivität. Darauf weist ja schon der Sprachgebrauch hin, der als Not so verschiedenartiges bezeichnet, wie: nationale Not, Liebesnot, Gewissensnot, Glaubensnot, Notstand, Notwehr. Bei allen diesen Bezeichnungen ist zweifellos etwas Gemeinsames vorhanden, was aber keineswegs gerade in dem äußeren Notstand, in der materiellen Not liegt . . .“

Eliasberg kommt nun auf die sozialpolitischen und verwaltungstechnischen Wege der Fürsorge zu sprechen: „Es ist viel Arbeit darauf verwendet worden, die Ansprüche aus der Versicherungsgesetzgebung und die der Fürsorge im weiteren Sinne gegeneinander abzugrenzen. In einem älteren Versuch hat Ottmar Spann (Arch. f. Sozialwissenschaften, Bd. 27 u. 34) auf Anregung von Klumker die Frage geprüft. Es ist ihm zuzugeben, daß die ältere Sozialversicherung sich nicht dem Individuum als solchem, sondern ihm als Träger einer bestimmten sozialen Funktion, nämlich als Arbeiter, zuwendet. Und es könnte wohl auch daran erinnert werden, daß in der modernen Fürsorge — freilich in Reaktion auf ein Menschenalter bürokratischer Organisation — der Gedanke persönlicher Fürsorge, Zuwendung zum individuellen Einzelfalle, wieder hervortritt . . .

Immerhin — die Verwaltungstheorie der Not hält an der Selbsthilfe fest. Es ist noch bemerkenswert, daß eigentlich der Gedanke der Selbsthilfe nicht sozusagen ihrem eigenen Boden entsprossen ist. Denn alle Sozialpolitik und alle Fürsorgebestrebungen unserer heutigen Gesellschaft sind ja in erster Linie auf die Gesellschaft und ihre Erhaltung gerichtet. Alle Sozialpolitik und alle Fürsorge sind im besten Sinne des Wortes konservativ. Weil und solange, wie Erik Wolf (Die soziologischen Grundlagen der Fürsorge und Wohlfahrtspflege, Jena 1927) klar ausgeführt hat, Not und Armut nicht (kollektiv) indifferent sind, sondern im Gegenteil in mannigfaltigster Weise die Gesellschaft bedrohen, muß den Notständen gesteuert werden. Wie eben gesagt, tritt zu diesem Verwaltungsgesichtspunkt die Absicht, den Erniedrigten wieder zur Selbsthilfe zu bringen, soweit sie ethisch ist, als etwas Fremdes hinzu. Daß die Legierung so verschiedener Elemente nicht einheitlich wirkt, offenbart sich dann auch in der Verwaltungspraxis.“

Nunmehr wendet er sich der Psychologie des Notleidenden selbst zu und meint unter anderem: „Es hat auch einen „cant“ von der Not gegeben, man denke an die Stimmen der aus kleinen Anfängen emporgestiegenen selfmademen, etwa an Carnegies Lob der Armut: Von der erzieherischen, beflügelnden Wirkung der Not. Ich nenne das den optimistischen cant der Not, angesichts der Tatsache, daß solche beflügelnde Wirkung sicherlich zu den größten Ausnahmen gehört. Nur jene Menschen werden vielleicht durch die Not beflügelt, die in Wahrheit, unabhängig von allen äußeren Verhältnissen, von innen heraus sich gestaltend, auch durch günstige äußere Umstände nicht gelähmt werden würden.

Alles spricht dagegen, eine solche beflügelnde Wirkung anzuerkennen. Die Not trifft den Menschen ungefähr so, wie eine schwere Hirnverletzung das Gehirn. Die Verletzung schädigt das Hirn gewissermaßen zweifach: 1. materiell und lokal, 2. indem sie das Bewußtsein ausschaltet oder trübt und so die bei so schwerem Betroffensein doppelt notwendige Organisation der Abwehr unmöglich macht. Ganz ebenso trifft die Not. Erst später, wenn auch die lokalen Erscheinungen schon zurücktraten, wird die allgemeine Abwehr des Hirns, das Eintreten ersetzender Funktionen möglich. Sie schädigt nicht nur durch die gewissermaßen lokalisierten Entbehrungen, sondern vielleicht noch mehr durch die allgemeine Niveauherabsetzung, von der wir oben sprachen, und die Abwehr pflegt erst in dem Maße stärker zu werden, wie die Not selbst zurücktritt. Dennoch ist es wahr, daß jeder, auch der einfachste Mensch, die Not metaphysisch erlebt. Ich denke hier nicht daran, daß es uns heute selbstverständlich geworden ist, alles individuelle Erleben und Erleiden soziologisch zu deuten, daß der Arbeitslose ein Ressentiment empfindet gegen „die“ Reichen, daß sich alle Gegensätze unseres modernen Lebens gewissermaßen vor dem Hintergrund des Klassenbewußtseins abspielen, sondern es gibt auch eine echte metaphysische Deutung.

Ein wahrhaft gewaltiges Bild davon hat Anatole France in der kleinen Novelle „Crainquebille“ entworfen. Der alte Mann, nach einem Verfahren abgeurteilt, von dem er nichts versteht, im Gefängnis, wegen eines Vergehens, das er nicht begangen hat, setzt sich auf den angeschmiedeten Stuhl und verharrt in stummem Staunen; „es war wie eine dunkle plötzliche Offenbarung, herrlich und schrecklich zugleich“. Dann wurde Crainquebille nachdenklich, nach einer Weile meinte er: „Sonderbar, höchst sonderbar ist das, was mir passiert ist.“

So ergibt sich für Eliasberg die persönliche, individuelle Hilfe, die von einem innern Fluidum, das zwischen Helfendem und Leidendem waltet, getragen wird als wahre fürsorgliche Hilfe. Wo das nicht geleistet werde, bleibe die Hilfe eine Verwaltungsmaßnahme. Und er versucht nun dem Idealtypus der Hilfeleistung entwicklungsgeschichtliche und psychologische Erfahrungen gegenüberzustellen.

„Aus Beobachtungen an Tieren ist das berühmte Buch Krapotkins „Gegenseitige Hilfe im Tier- und Menschenreich“ entstanden. In der Tat bietet uns die Tierpsychologie erstaunliche Beispiele der Kooperation. Nach einem gewissermaßen fertig vorliegenden Plan wird in Arbeitsteilung für das Ganze gearbeitet. Man denke an die Beschreibung der Insektenstaaten. Es wird auch, wie man namentlich aus den Beschreibungen des Lebens der Ameisen weiß, einzelnen in Not geratenen Individuen Hilfe gebracht. Aber da spielt doch nicht die Individualhilfe, sondern die Kooperation im Interesse des Ganzen die entscheidende Rolle. Bei den höheren Tieren, namentlich bei Schimpansen, sind durch den Berliner Psychologen Wolfgang Köhler Beobachtungen gelegentlich seiner Untersuchungen über die Intelligenz gemacht worden, die für uns lehrreich sind. Unter den Tieren befand sich ein besonders begabter und geschickter Affe; Köhler beschreibt sehr hübsch, wie es diesen, wenn die weniger Geschickten mit dem Bauen nicht zurechtkamen, geradezu kribbelt, es vorzumachen oder richtig gesagt,

die Tätigkeit an sich zu reißen. Ganz genau dasselbe beobachten wir bei Kinderspielen, wenn „einer nach dem anderen herankommt“. Wenn das Werk vollbracht wird, das der Ungeschickte nicht leistet, so ist das wiederum keine persönliche Hilfe und auch nicht Gruppenhilfe wie bei den ersten Beispielen, sondern eine Tätigkeit aus der Funktionsfreude heraus, bei welcher dann gewissermaßen als Epiphänomen auch Hilfe gebracht wird. Übrigens etstehen daraus auch, wie man in jeder Klasse beobachten kann, dauernde Beziehungen, indem der Schwächere, Leistungsunfähigere schlau genug ist, den Tätigkeitsdrang des Überlegenen immer wieder einzuspannen.

Wir beobachten nun, namentlich bei Kindern auch noch andere Formen unechter Hilfe. Es gibt Kinder, die instinktiv bemuttern; die sich nur solange mit jemand beschäftigen, als sie Veranlassung haben, ihm Hilfe zu bringen.

Etwas ähnliches sehen wir in den geistigen Grundlagen der Caritas. Dem Armen geben, bringt Gotteslohn. Eben auf diesen Gotteslohn, auf die Beziehung der eigenen Seele zu Gott, und nicht auf das Verhältnis zum Armen, kommt es an. Die Hilfe ist in ausgesprochener Weise ein Epiphänomen, z. B. bei den wohltätigen Veranstaltungen in der Gesellschaft.

So auch das Kind. Es hilft, wenn die Situation es erfordert, springt bei, nicht nur aus Tätigkeitsdrang, aber wiederum ohne persönlichen Kontakt. Dieser Typus der Hilfeleistung wird in manchen Formen der Kinder- und Jugenderziehung besonders gepflegt. Das Gebot heißt: „Tue jeden Tag eine gute Tat.“ Es ist nicht zu verkennen, daß dabei die eigene Tat oft mehr gesucht wird, als der Kontakt mit dem Hilfsbedürftigen. Besonders deutlich ist dieser Typus geschildert in den Worten des Tempelherrn in Lessings „Nathan“:

„Es ist der Tempelherren Pflicht, dem Ersten
Dem Besten beizuspringen, dessen Not
Sie sehen. Mein Leben war mir ohnedem
In diesem Augenblicke lästig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu schlagen; für ein andres — wenn's auch nur
Das Leben einer Jüdin wäre.“

Hier ist die Aufspaltung, wie wir es wohl nennen können, besonders deutlich. Der, dem Hilfe gebracht wird, wird nicht nur nicht als Persönlichkeit gewertet, sondern sogar geradezu entwertet. Die eigene Verpfilchtung, die autonome Pflicht ist alles; Sympathie und Neigung sind völlig ausgeschaltet. Man denkt an den Schillerschen Spottvers über die Kantische Ethik:

„Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Da ist kein andrer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann, tun, wie die Pflicht dir gebeut.“

Es ist nicht uninteressant sich zu vergegenwärtigen, wie solche Tendenzen zur Aufspaltung des Hilfsaktes, bei Lessing noch keineswegs gebilligt, in der Kantischen Ethik schon zur einzigen Grundlage werden.

Noch ein weiteres Moment ist wichtig. Es gibt eine gewissermaßen klassenmäßige und zugleich auch standespsychologische gebundene Komponente in der Hilfeleistung. Bei jedem Unglücksfall auf der Straße kann man beobachten, daß es immer Männer „der schwieligen Faust" gibt, die sogleich anpacken und andere, die bei allen Mitgefühl, wie man ganz richtig sagt, „Manschetten" haben. Der Unterschied bezieht sich nicht allgemein auf den des Gefühlsmenschen und des Tatmenschen, sondern er bezeichnet eine spezifische standesmäßige Einstellung. Die standesmäßigen Gegensätze zwischen Befürsorgten und Helfer bilden ja, wie bekannt, ein äußerst schwieriges Problem. Daher zu Beginn der Nachkriegszeit die Schwierigkeiten bei der Mittelstandshilfe. Der Mittelstand war nicht gewohnt auf Differenzierung, Diskretion, kurz persönliche Gestaltung zu verzichten, selbst nicht, als er in Not war. Der aus proletarischem Dasein heraus in Not geratene und niveauverminderte Mensch wird allerdings solche Ansprüche nicht stellen, dafür aber mit seinem Mißtrauen stets bereit sein.

Dieser kurze, zugleich entwicklungspsychologische, historische und genetische Überblick wollte nicht etwa eine „lineare" Entwicklung des Hilfsaktes aufzeigen — was wohl überhaupt ein unmögliches Problem ist — sondern eben nur zeigen, was alles sich im Hilfsakt verflechten kann."

Eliasberg faßt zum Schluß zusammen: „Ich habe mich bemüht, die allgemeinen geistigen Zusammenhänge von Not und Hilfe darzustellen. Wenn wir das Problem wissenschaftlich, nach Methoden geordnet vorüberziehen lassen, so können wir folgendermaßen gruppieren:

1. Die physiologischen, entwicklungspsychologischen und nationalökonomischen Theorien zeigen uns den Notstand naturalistisch in seinen naturgesetzlichen Zusammenhängen. Die Not ist hier etwas Generelles für alle Menschen gleich Gültiges (gleichgültiges). Nämlich gleich gültig für alle, die in Not sind, und an sich mehr oder weniger gleichgültig für alle, die es nicht sind.

2. Die politischen (sozialpolitischen, staatspolitischen) und verwaltungstechnischen Theorien. Sie betrachten die Not nach ihrer Wirkung auf die Gesellschaft, sie sind orientiert an dem konservativen Ideal der Erhaltung des bestehenden Gesellschaftszustandes; ihre Zielsetzungen sind schließlich alle unpersönlicher, nämlich gesellschaftlicher Art.

3. Die metaphysische Theorie der Not, die das In-Notbefinden als eine Seinsform verstehen will. Es gibt einen Typus metaphysischer Seinsdeutung der vom Unzulänglichen ausgeht, den Pessimismus.

4. Die universelle Betrachtungsweise. Sie nimmt alle anderen in sich auf, aber ihr Zentrum ist die älteste Verhaltungsweise gegenüber der Not, nämlich die persönliche. Der in Not Befindliche wird als Person erfaßt und als Person wird ihm geholfen."

Aus anderen Distrikten.

Deutschland.

Wie alljährlich, gibt die deutsche Großloge auch heuer eine Festnummer zum Ordenstage heraus. Sie ist diesmal den Wirtschaftsfragen gewidmet. Der erste Artikel stammt von Leopold Merzbach und behandelt Wirtschaftsprobleme der Gegenwart vom Gesichtspunkt religiöser Weltanschauung. Merzbach ist der Ansicht, daß wirtschaftliche Entwicklungen nicht nur von ökonomischen, sondern auch von weltanschaulichen, also religiösen Momenten abhängen. Rabb. Max Eschelbacher stellt eine Fülle von Zitaten aus dem biblischen und talmudischen Judentum zusammen, um die Wirtschaftsethik der alten Zeit zu charakterisieren. Gustav Löffler erörtert in kritischer Weise den Einfluß des Ordens auf die Wirtschaftsgesinnung der Brüder. Er fordert vor allem eine Anpassung an die herabgeminderte Leistungsfähigkeit des Bürgertums. Die Beiträge für alle Brüder müßten sich senken, die Ausgaben der Loge noch mehr vereinfachen. „Rauschende Feste gehören der Geschichte an." Die jüdische Arbeitslosigkeit müsse durch die Arbeitgeber, welche Logenbrüder sind, zum Teil gemildert werden. Die Logen müßten auch — und dies im Zusammenhang mit den anderen Distrikten — die Frage der Ansiedlung von Stadtmenschen in ländlichen Gemeinschaften, wo ihre Kraft gebraucht wird, erwägen. Br. Löffler fordert weiters eine stärkere Behandlung von Vortragsthemen über sozialistische, kapitalistische u. dgl. Themen. Weiters bringt das Heft fachmännische Artikel von Georg Horwitz über die Börse, von Chefredakteur Felix Pinner über die Bedeutung des Zwischenhandels und Dr. Frieda Sichel-Gotthelft über die Frau, namentlich die jüdische Frau, im Wirtschaftsleben. Fritz Kahn, der immer geistvolle Schriftsteller, liefert ein Essay über die Wirtschaftsnot der Juden und stellt die Tragik in einer bitter-satirischen Weise als den Hauptinhalt eines dreiaktigen Stückes dar, für das er etwa den Titel: Glaube ohne Heimat vorschlägt und das er mit allerlei Variationen nacherzählt. Sein Fazit ist: der Prozeß der Emanzipation der Völker vom Juden hat auf der ganzen Linie eingesetzt. „Die Länder der Welt haben sich, was das Judenproblem betrifft, in zwei Gruppen klassifiziert. Die einen haben ihre Juden, die anderen ihre Einwanderungsgesetze." Auf statistischen Tatsachen gründen sich die Artikel von Zielenziger über die Ausschließung der Juden aus verschiedenen Wirtschaftszweigen und von Kreutzberger über die Eignung der Juden für die verschiedenen Berufe. Der letztere Artikel mahnt, auf eine Umschichtung des deutschen Judentums vom kaufmännischen Beruf in den handwerklichen gefaßt zu sein. Das Heft ist mit vielen Reproduktionen geschmückt.

*

Die Spinozaloge und mit ihr der ganze deutsche Distrikt beklagen das Hinscheiden von Br. Prof. Karl Lewin, dem berühmten Krebsforscher, dem es zum ersten Male gelang, menschlichen Krebs auf Tiere zu übertragen. Alles positiv Jüdische wurde von seiner Persönlichkeit zu einer Synthese vereinigt. Er war ebenso im Zentralverein tätig wie er ein begeisterter Zionist war.

In der Berliner Gabirol-Loge hält gegenwärtig Br. Arnold Zweig,

der berühmte Dichter, eine Reihe von Bibelvorträgen, an die sich Bibellektüre anschließt.

England.

Die Großloge hat den Beschluß gefaßt, ein eigenes Organ, „The B'nai B'rith Journal", herauszugeben. Bis zum Erscheinen dieses Blattes werden die offiziellen Mitteilungen im Jewish Chronicle veröffentlicht. Hier finden sich auch die wesentlichen Beschlüsse der Großlogentagung:

1. Die Großloge schließt sich der Resolution der jüdischen Abgeordneten Englands an, welche das Bedauern über die zeitweise Sperrung der Einwanderung nach Palästina ausgesprochen haben. 2. Es wird die Bemühung der Gesellschaft für jüdische Erziehung begrüßt, wonach lokale Gruppen dieser Gesellschaft gebildet werden sollen. 3. Zu dem Weltkongreß der Schomre Schabbath (der Sabbattreuen) in Berlin wird die Großloge einen Delegierten entsenden. 4. Es sollen in allen Provinzen Komitees gebildet werden, die entlassenen Sträflingen, deren Rechtsfall eine Intervention nötig machte, Arbeit verschaffen. 5. An das British Medical Journal wird ein Protestschreiben gerichtet, weil dieses Blatt eine antisemitisch gefärbte Annonce aufgenommen hat. (Zu diesem letzten Punkte ist zu bemerken, daß die Zeitung eine Entschuldigung daraufhin veröffentlicht hat.)

Orient.

Die Hamenorah veröffentlicht in ihrer August-September-Nummer anthropologische Daten, welche eine Gruppe von türkischen Gelehrten an sephardischen Kindern im Alter von 8—16 Jahren in Konstantinopel angestellt haben. Es handelt sich um genaue Messungen körperlicher Eigenschaften. Das spehardische Material ist deshalb besonders interessant, weil es seit 400 Jahren, seit der Vertreibung aus Spanien, sich rein erhalten und den kastilianischen Judentypus des 15. Jahrhunderts bis heute bewahrt hat. Die türkischen Anthropologen haben gleichzeitig auch Messungen an allen anderen nationalen Gruppen in Konstantinopel vorgenommen. Sie ziehen aber selbst keine vergleichenden Schlüsse aus den Daten.

Dasselbe Heft reproduziert auch in französischer Übersetzung den in unserem Juniheft veröffentlichten Artikel über die Juden in Sowjetrußland, wie ihn Br. Expräsident G r o ß (nach der Darstellung von Šrom in der Prager Přítomnost) mitgeteilt hat.

Amerika.

Der älteste Logenbruder dürfte nach einer neuen Umschau Br. Nathan M. Jakobs der David Lubin-Loge in Sacramento (Kalifornien) sein, der im 104. Lebensjahr steht. Br. Jacobs ist in London 1827 geboren. Er ist über 60 Jahre Logenbruder.

Die Loge in Worcester (Mass.) hat vor einiger Zeit den B'n a i B'r i t h-F r i e d h o f, der seit 1923 besteht, mit einem Kostenaufwand von 55.000 $ erneuert. Bisher sind über 60 Worcester Juden dort begraben.

Die Frauenvereinigung der San Francisco-Logen veranstaltet einen P r e i s r e d n e r a b e n d, bei welchem nur 5 Minuten über das Thema: „Wie kann das jüdische Bewußtsein der amerikanischen jüdischen Jugend gestärkt werden?" gesprochen werden durfte. Den Preis, einen silbernen Wertgegenstand, den ein Bruder gespendet hatte, gewann Schw. Peyser.

Auf der VII. Tagung der B'nai B'rith - Jugendgruppe A l e p h Z a d i k A l e p h, in welcher die nichtakademische Jugend vereinigt ist, wurde mitgeteilt, daß die Mitglieder-

zahl bereits 3700 erreicht habe und daß es im ganzen 125 Gruppen gebe. Die Tagung selbst war von 500 Mitgliedern besucht. Es wurde beschlossen, den bisherigen Muttertag in einen Elterntag zu verwandeln. Preise von je $ 50 wurden verteilt an dasjenige Mitglied, das im vergangenen Jahre die Ziele des A. Z. A. am meisten propagiert hat, ferner an denjenigen A. Z. A., der für die Erneuerung des Hebräischen am meisten getan hat, weiters für die hervorragendste religiöse Leistung und schließlich an denjenigen, der das beste jüdische Essay geschrieben hat.

Unter der Patronanz der Loge in Chicago steht ein jüdisches Volksinstitut, über welches M. Gitlin im amerikanischen B'nai B'rith-Magazine berichtet. Chicago zählt 200.000 Juden, für welche dieses Volkshaus eine Art geistiges Zentrum bildet. Es enthält Abendschulen, Theatersäle, Musikräume, Laboratorien, ein jüdisches Museum, eine Bibliothek, Gesellschaftsräume usw. Es ist seiner Leitung nach durchaus parteilos.

UMSCHAU.

Ehrungen von Gelehrten.

Am 24. September vollendete Professor Simon Dubnow, der repräsentative jüdische Historiker der Gegenwart, sein 70. Lebensjahr. Dubnows Hauptwerk ist die zehnbändige „Weltgeschichte des jüdischen Volkes“ (Jüdischer Verlag, Berlin), die ein Standardwerk moderner jüdischer Geschichtsforschung und -schreibung ist und aus dem russischen Original ins Deutsche, Hebräische, Jiddische, Englische und in mehrere andere Sprachen übersetzt worden ist. Er hat aber auch verschiedene Gebiete der jüdischen Geschichtswissenschaft in Sonder-Monographien behandelt. Methodisch und stofflich hat sich Dubnow über Graetz und seine anderen Vorgänger erhoben, er emanzipierte sich von der geistesgeschichtlichen Einstellung und huldigt einer soziologischen Geschichtsauffassung. Er lehnt die Auffassung ab, die dem jüdischen Volke in der Diaspora lediglich eine geistige Aktivität zubilligt. Nach ihm ist das jüdische Volk stets Subjekt, Schöpfer seiner Geschichte auf allen Gebieten des Lebens, ein lebendiger Organismus gewesen. Aus dieser Auffassung heraus entwickelte Dubnow sein modernes politisches Programm, den „Folkismus“. 1906 begründete Dubnow in Rußland die „Jüdische Volkspartei“, die heute in Polen, Lettland und anderen Oststaaten stark vertreten ist. Der Kern des Programms der Volkspartei ist die Auffassung, daß die Juden eine historisch-kulturelle Gruppe sind. Sie bilden keinen Staat im Staate, sondern eine Nation unter Nationen und erstreben keine politische, sondern kulturelle Autonomie (Selbstverwaltung der Gemeinde, Sprachenfreiheit, Schulautonomie). Die Judenstaatsidee lehnt Dubnow ab, aber dem jüdischen Aufbauwerk in Palästina als einer gesamtjüdischen Aufgabe steht er, namentlich in den letzten Jahren, positiv gegenüber.

Neu ist bei Dubnow die Periodisierung des historischen Stoffes. Er geht von zwei Gesichtspunkten aus: dem der geschichtlichen Umgebung und dem der Hegemonie des einen oder anderen nationalen Zentrums gegenüber unbedeutenderen Zentren in anderen Ländern. Für die jüdische Geschichte ergeben sich nach Dubnow zwei große Perioden: die orientalische mit den nationalen Hauptzentren in Palästina, Syrien, Mesopotamien und Nordafrika und die westliche, deren Schauplatz Europa ist und die in folgenden Stadien verläuft: nationale Hegemonie des arabischen und christlichen Spaniens (11. bis 14. Jahrhundert), des südlichen und dann des nördlichen Frankreichs (11. bis 13. Jahrhundert), der deutschen Judenheit (13. bis 14. Jahrhundert). In der Neuzeit (16. bis 18. Jahrhundert)

rivalisieren die jüdischen Zentren in Deutschland und Polen um die Hegemonie. Der Verlauf der neuesten Geschichte (1789 bis 1914), in der die deutsche Judenheit in der Aufklärungsbewegung voranschreitet, während die polnisch-russische Judenheit bis tief in das 19. Jahrhundert hinein die Grundfeste der nationalen Kultur verbleibt, wird auf die Prozesse Emanzipation und Reaktion einerseits, Assimilation und Nationalismus andererseits zurückgeführt. Am Schlusse dieser Entwicklung entstehen in den letzten Dezennien vor dem Weltkriege zwei große Judenzentren: Amerika und Palästina, die der künftigen Entwicklung neue Bahnen weisen.

Dubnow, der eine bedeutende Lehrtätigkeit an den von Baron N. Günzburg in Petersburg eingerichteten Kursen für jüdische Wissenschaft entfaltete, lebt seit einer Reihe von Jahren in Berlin, wo er sich intensiv seiner Lebensarbeit widmet. Nach Vollendung seines großen Geschichtswerkes „Weltgeschichte des jüdischen Volkes" ging er an die Abfassung einer zweibändigen Geschichte des Chassidismus heran.

Am 5. Oktober fand im Berliner Logensaal eine vom Jiddischen Wissenschaftlichen Institut veranstaltete Feier für Dubnow statt, bei der auch der greise Eduard Bernstein über seine persönlichen Beziehungen zu Graetz sprach, dessen Mitarbeiterin Bernsteins Frau gewesen war. Br. Prof. Finkel überbrachte die Glückwünsche der deutschen Großloge. Hunderte hervorragender Persönlichkeiten nahmen an der Feier teil. Dubnow selbst, der jedes öffentliche Auftreten scheut, blieb ihr fern.

Der jüdische Verlag in Berlin hat zu Ehren Dubnows eine Festschrift herausgegeben, die eine Reihe teils rein historischer, teils geschichtsphilosophischer Aufsätze auf nahezu 300 Seiten enthält. In dem Artikel von Ismar Elbogen „Von Graetz bis Dubnow (50 Jahre jüdischer Geschichtsforschung)" wird auch auf die Leistungen unserer historischen Gesellschaft hingewiesen. Imponierend ist das am Schluß von Josef Meisl zusammengestellte Verzeichnis aller Schriften Dubnows, die er in russischer, hebräischer und deutscher Sprache geschrieben hat.

Auf dem anfangs September in Königsberg zusammengetretenen Naturforschertag wurden Eugen Goldstein aus Anlaß seines 80. Geburtstages besondere Ehrungen zuteil. Eugen Goldstein, der Entdecker der Kanalstrahlen, die das wichtigste Mittel der Atomforschung geworden sind, hat sein Leben lang gedarbt und sich das letzte vom Munde abgespart, um seiner Forschertätigkeit obliegen zu können. Unter dem kaiserlichen Regime wurde ihm als Juden keinerlei staatliche Unterstützung zuteil, er hat aber allen Lockungen, durch Flucht aus dem Judentum, die ihm in den Weg gelegten Hemmnisse zu beseitigen, widerstanden. Prof. Walter Kaufmann entwarf ein Bild von der großen Forschertätigkeit Eugen Goldsteins, dessen Arbeiten zu den klassischen Arbeiten der Physik gehören. Es folgten Referate über Goldsteins wissenschaftliches Lebenswerk. Der Jubilar dankte gerührt für die Huldigung und erzählte von seinem schweren Lebenskampf, wie er oft mitleidig belächelt wurde, wenn er das Wort ergriff; nur einer habe stets treu zu ihm gehalten: sein großer Lehrer, der geniale Helmholtz.

Die Haßwelle.

Nach einer Zeit der Beruhigung begann im Sommer d. J. von Rumänien aus die Welle des Hasses, der scheinbar unausrottbar in den Massen lebt, anzusteigen und gegen die schwächste Stelle des Widerstandes, gegen die Juden, sich zu richten. Die schwierigeren Wirtschaftsverhältnisse in der Welt sind für jede Art von Haß die richtige Gewitterstimmung. In Deutschland und Österreich gehen die Wellen wieder sehr hoch und selbst in Gebiete, die ziemlich geschützt dalagen, greift der Wellenstoß über. Es braucht bloß an die zum Glück rasch eingedämmten jüngsten Vorfälle in Prag erinnert zu werden.

Aber auch in Frankreich spürt man von dieser neuen antisemitischen Welle manche Reflexe, die ein eindringliches Symptom bleiben, auch wenn sie nicht sonderliche Maße erreichen. So kam es am 28. September in Paris zu antisemitischen Kundgebungen, wie sie seit den Tagen der Dreyfus-Affäre nicht mehr vorgekommen sind. Im Mittel-

punkt des jüdischen Viertels, dem sogenannten Tempelcarreau, bedrohten sechs Camelots du Roi (Mitglieder der Royalistenliga) jüdische Passanten, indem sie Knotenstöcke schwangen und „Nieder mit den Juden!“ riefen. Drei Camelots wurden verhaftet und werden vor Gericht gestellt werden. Jüdische und nichtjüdische Passanten nahmen gegen die antisemitischen Demonstranten Stellung, von denen einer durch einen jungen Juden namens Josef Rudetzki niedergeschlagen wurde. Ähnliches trug sich am 11. Oktober zu. Als eine Gruppe jüdischer Kriegsteilnehmer vor der am Rathaus angebrachten Gedenktafel für Kriegsgefallene einen Kranz niederlegen wollte, wurde sie von einer Rotte Camelots mit Stöcken überfallen. Die Royalisten versuchten auch, die Fahne der Vereinigung ehemaliger jüdischer Frontsoldaten zu zerreißen. Die jüdischen Soldaten setzten sich zur Wehr, wobei zahlreiche Passanten für die Juden und gegen die Royalisten Stellung nahmen. Die Rowdies erhielten eine ausgiebige Tracht Prügel und wurden schließlich von der Polizei verhaftet. Auf die Bitte der Vereinigung ehemaliger jüdischer Soldaten wurden sie aber bald darauf wieder freigelassen.

Bezeichnend ist auch eine Meldung aus A t l a n t a, der Hauptstadt des nordamerikanischen Georgia: Im Zusammenhang mit der neuerlichen Kandidatur des ehemaligen Gouverneurs John M. Slaton, welcher vor 17 Jahren den zum Tode verurteilten angeblichen jüdischen Mörder Leo Frank zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt hat, auf den Posten eines Gouverneurs von Atlanta, machen sich judenfeindliche Strömungen geltend, die den Wahlaussichten Slatons schweren Abbruch tun. Leo Frank, einst ein hervorragendes Mitglied der jüdischen Gemeinde von Atlanta und Direktor einer dortigen Bleistiftfabrik, stand seinerzeit unter der Anklage, Mary Phagan, eine Arbeiterin seiner Fabrik, getötet zu haben. Der Hauptbelastungszeuge, der Wächter der Fabrik, ein Neger mit krimineller Vergangenheit, mußte viele Jahre später auf seinem Totenbett zugeben, daß der Mord in Wirklichkeit von einem anderen Neger verübt worden war. Nach Franks Verurteilung in erster Instanz kam der Prozeß bis vor die obersten Gerichtshöfe des Staates und des Bundes. Die zu Franks Rettung aufgewandten auswärtigen Bemühungen hatten zur Folge, daß bei einem großen Teil der Bevölkerung eine starke antisemitische Strömung aufkam. In diese Zeit judenfeindlicher Stimmung der Öffentlichkeit fiel nun die Begnadigung Franks durch Gouverneur Slaton und entfachte einen Sturm der Empörung. Eine fanatische Menge holte Frank aus dem Gefängnis und lynchte ihn. Während der jetzigen Wahlkampagne hat Gouverneur Slaton erklärt, die Begnadigung Franks sei in Übereinstimmung mit den Überzeugungen des Gerichtshofes und als Folge einer unparteiischen Untersuchung erfolgt. Es war ihm schon seinerzeit vorausgesagt worden, seine Stellungnahme, die ihm als Gebot der Pflicht erschienen war, werde seinen politischen Tod nach sich ziehen. Im Jahre 1914 kandidierte er in den Senat der Vereinigten Staaten, unterlag aber und hat sich bis heute von politischer Betätigung ferngehalten, obwohl er einer der führenden Rechtsanwälte und besten Redner des Landes ist. Dagegen erlangte der Staatsanwalt, der die Anklage gegen Frank erhoben hatte, die Gouverneurstelle des Staates. Die Verteidigung Franks vor dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten hat seinerzeit der verstorbene Louis Marshall geführt. Entgegen der Annahme, daß der Fall Frank bereits in Vergessenheit geraten sei, sind die antisemitischen Regungen wegen angeblicher Milde des Gouverneurs Slaton gegen den vor 17 Jahren verurteilten jüdischen Fabrikanten Frank anläßlich der jetzigen Kandidatur Slatons wieder erwacht; man nimmt an, daß sie abermals zu einer Niederlage Slatons führen werden.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine andere Nachricht aus Amerika. Die Leitung der mit der Western Reserve University verbundenen Pflanzschule in C l e v e l a n d hat die Aufnahme eines jüdischen Kindes mit der Begründung abgelehnt, daß im Schulstatut das Prinzip einer perzentuellen Quote für die Aufnahme jüdischer Schüler festgelegt worden sei, die bereits vollständig erschöpft ist. Dieser Bescheid wurde von den jüdischen Zeitungen veröffentlicht. Schon seit längerer Zeit beklagen sich die Juden von Cleveland über Zurücksetzung jüdi-

scher Studenten an der Western Reserve University, doch haben die Universitätsbehörden diese Beschuldigung bisher immer entrüstet zurückgewiesen. Da das Erziehungsinstitut der Universität, welches auch für die Leitung der Pflanzschule verantwortlich ist, unter derselben Leitung steht wie die der Western Reserve University, erklären die Juden mit Recht, daß diese Ablehnung ein Beweis für die Benachteiligung jüdischer Studenten und einen planmäßig antisemitischen Kurs an der Universität sei. Das einzige jüdische Mitglied des städtischen Schulausschusses wird im Ausschuß den Antrag stellen, die städtische Subventionierung für die Universität so lange einzustellen, als diese Benachteiligung einer Bevölkerungsschicht fortdauert.

Ausgrabungen.

Über die bei Beth Alpha gefundenen Tempelreste berichtet Jakob Pinkerfeld in dem Wiener Familienblatt Menorah und zeigt an einer ganzen Reihe von Abbildungen die kunsthistorische Bedeutung des Fundes. Die Ausgrabungen, die 1929 begannen, leitete der Archäologe der Jerusalemer Universität, Sukenik. Es handelt sich um einen Tempel aus der frühbyzanthinischen Epoche des 6. Jahrhunderts, was eine aramäische Inschrift — Aramäisch war damals die Umgangssprache der Juden — bestätigt. Der Plan der Synagoge ist deutlich als eine Basilika zu erkennen. Zwei Pfeilereihen teilten den fast quadratischen Raum in ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe, über denen sich die Frauengalerie befunden haben dürfte. Vom Vorhof führten drei Türen in den Betsaal, der von einer halbrunden Apsis, in welcher die heilige Lade stand, abgeschlossen wurde. Unterhalb des für die Lade bestimmten Platzes fand man eine zum Teil versperrte Grube mit einigen Dutzend byzantinischer Münzen, offenbar Resten des Synagogenschatzes. Die Apsis war hier in Galiläa nach Süden gerichtet, weil in dieser Richtung Jerusalem lag. Das Interessanteste an dem Bau ist der nach mühseliger Arbeit freigelegte Mosaikfußboden, welcher der schönste und vollständigste aus jener Zeit sein dürfte. In wunderbar symmetrischer Aufteilung enthält er eine Darstellung der Opferung Isaaks, dann die aufgehende Sonne in der Gestalt eines Jünglings, der in einem von vier Pferden bespannten Wagen durch das sternenbesäte Firmament fährt. Ringsherum sind die zwölf Sternenbilder zu sehen. In den Ecken sind die vier Jahreszeiten in Form von geflügelten Genien abgebildet. In schöner hebräischer Quadratschrift sind die Namen zu den betreffenden Figuren hinzugefügt. Gegen die Apsis zu findet man Abbildungen verschiedener Kultgeräte, siebenarmige Leuchter, Schofar, Esrog usw. Auch sonst zeigen sich viele Bilder von Früchten des Landes und insbesondere viele Tierbildnisse. Der Einfluß hellenistischer Kunstweise ist unverkennbar, doch waren die Künstler Juden, was aus einer Mosaikschrift hervorgeht.

Pinkerfeld berichtet auch von einem eigenen Funde, den er in Cäsarea gemacht hat. Unter Steingeröll entdeckte er ein Säulenkapitell mit plastischen Abbildungen der Menorah.

In Europa selbst sollen jetzt zwei große Friedhofsausgrabungen durchgeführt werden. Die Altertumsabteilung im spanischen Kultusministerium beschloß, die Ausgrabung des jüdischen Friedhofes von Toledo in Angriff zu nehmen. Man erwartet davon reiche Aufschlüsse über die spanischen Juden und hofft, auf Überrsete jüdischen Lebens von 500 vor Chr., der Zeit, zu welcher Juden die alte Kaiserstadt gegründet und den Friedhof angelegt haben, zu stoßen. Das Interesse der spanischen Öffentlichkeit soll auf die Ausgrabungen dadurch hingelenkt werden, daß eine Ausstellung sämtlicher in spanischen Museen aufbewahrten Judaica in Toledo veranstaltet wird. Diese Ausstellung, für die die Regierung bereits Mittel bewilligt hat, findet im Hospital Santa Cruz in Toledo statt und wird in wenigen Monaten eröffnet. Don San Roman, der sie leiten wird, hofft, daß die jüdisch-wissenschaftliche Welt ihm bei der Erforschung der auszugrabenden Denkmäler behilflich sein wird. Seit Ben-Jehudas Weggang von Madrid konnten nicht einmal die Inschriften der gefundenen Grabsteine gelesen werden.

Die andere Ausgrabung betrifft den jüdischen Friedhof in Worms. Dort wurde ein unterirdischer, einst zur Wormser Stadtbefestigung gehörender Gang aufgefunden. Das In-

teressanteste dieses etwa aus dem 15. bis 16. Jahrhunderts stammenden Ganges ist ein Bodenbelag. Es sind jüdische Grabsteine, teilweise sehr hohen Alters. Da sie mit der Schrift nach unten lagen, ist diese verhältnismäßig gut erhalten. Einer der ältesten Steine datiert von 1305. Ein Stein aus dem Jahre 1645 bringt in seiner Inschrift bemerkenswerte Einzelheiten aus dem Leben einer Cipore Gütlin, Frau des Rabbiners Abraham Walch. Grabsteine von 1541, 1556 und 1562 kamen ans Licht mit teilweise sehr schönen, reichverzierten Buchstaben und Ornamenten. Dann wieder solche, deren Schriftcharakter in das 12. und 13. Jahrhundert weist. Alle Steine werden sorgfältig instand gesetzt und auf dem alten Friedhof an gesonderter Stelle aufgestellt werden. Der unterirdische Gang unter dem alten Friedhof wird wieder zugänglich gemacht und mit einer Treppenanlage versehen.

Neue Synagogen.

In den letzten Jahren haben einige Gemeinden neue monumentale Synagogen erbaut, die schon in ihren Dimensionen einen Ersatz für die vielen verfallenden Synagogen kleiner Landgemeinden bedeuten. Mitte September fand in Sarajevo in Anwesenheit eines Abgesandten des jugoslavischen Königs die feierliche Einweihung der neuen großen sephardischen Synagoge statt. Den Weiheakt vollzogen der Großrabbiner von Jugoslavien, Dr. Isak Alkalay, und der Oberrabbiner von Sarajevo, Dr. M. Levi. Das nach vierjähriger Arbeit mit einem Kostenaufwand von ca. 18 Millionen Dinar im maurischen Stil ausgeführte Monumentalgebäude der Synagoge wird von einer weit sichtbaren, an der Basis elliptischen, mit Kupferplatten bedeckten 36 m hohen byzantinischen Kuppel überragt. Der prunkvolle Hauptraum hat 968 Sitzplätze. Im Synagogengebäude befinden sich noch: ein zweiter Betraum mit 210 Sitzplätzen, ein Raum für Trauungen, Gemeindeamt, Rabbinat, Bibliothek und Archiv. Die Synagogenweihe in Sarajevo gestaltete sich zu einem erhebenden Freuden- und Verbrüderungsfeste der gesamten Judenschaft Jugoslaviens.

Am 16. September fand in Berlin die Einweihung der neuen Synagoge in der Prinzregentenstraße statt. Zu der eindrucksvollen Feier waren weit über 2000 Personen erschienen. Nach einem Orgelpräludium hielt der Schöpfer des Neubaues, Regierungsbaumeister Beer, eine Ansprache, in der er allen, die durch ihre Arbeit an der Errichtung der Synagoge mitgewirkt haben, Künstlern und Handwerkern, seinen Dank aussprach. „Soweit Menschenhand und Menschengeist zur Vollendung dieses Hauses beitragen konnten, ist es als vollendet anzusehen. Zum Gotteshaus aber kann es erst durch die Weihe werden, die ihm nun erteilt werden soll.“ Mit diesen Worten gab Regierungsbaumeister Beer die Schlüssel des Hauses dem Vorsitzenden des Gemeindevorstandes, Direktor Georg Kareski.

Direktor Kareski beglückwünschte den Erbauer, dessen Formsinn und seelischer Vertiefung die jüdische Gemeinde schon so manchen schönen und stolzen Bau verdanke. Diese neue Synagoge aber sei als die Krönung des Werkes von Beer, als Höhepunkt seines Schaffens anzusehen. Leider sei es in diesem Augenblick nicht möglich, sich restlos Gedanken des Stolzes und der Freude hinzugeben. „Entscheidungen gerade der letzten Zeit werfen ihren Schatten auch auf die heutige Festesfreude. Noch wissen wir nicht, welche Auswirkungen auf unsere Stellung und unser Leben diese Entscheidungen haben werden.“ Absolutes Zusammenstehen aller Menschen sei aber unbedingt nötig, um dieser schwierigen Lage Herr zu werden. „Gerade in dieser Zeit mutet uns die Errichtung dieser Burg für jüdisches Volk und jüdischen Glauben wie ein Symbol unseres unlöslichen Zusammenhanges an.“ Die jüdische Gemeinschaft werde auch diesmal allen Gefahren zum Trotz sich erhalten und, wie in früheren Zeiten, durch engen Zusammenschluß alle Zeitnöte überwinden. Schlicht wie das jüdische Gebet sei dieser Bau, aber auch ornamental und mächtig wie die jüdische Gedankenwelt. Aufgabe der Religionen werde es sein, die Schärfe der politischen Kämpfe zu überwinden.

Direktor Kareski übergab nun die Schlüssel dem Vorsitzenden des Synagogenvorstandes, Direktor Dr. h. c. Wilhelm Kleemann, der unter dem Hinweis darauf, daß dieses Haus die siebente große Synagoge der Gemeinde und die siebente liberale

Synagoge sei, die glückverheißende Symbolik der Zahl sieben bei den Juden betonte. Er dankte dem liberalen Synagogenverein Wilmersdorf für die geleistete Arbeit und gab der Hoffnung Ausdruck, daß die in dieser Synagoge erstmalig eingeführte gemeinsame Sitzordnung von Männern und Frauen sich ebenso einbürgern werde, wie die in dem Jahre 1866 zum ersten Mal eingeführte Orgel.

In besonders feierlicher Weise wurden unter den Klängen eines Bläserchors die Thorarollen eingeholt. Rabbiner Dr. Baeck hielt die Festpredigt, in der er im Anschluß an den Satz „Wir stehen heute vor Dir, Ewiger, unser Gott“ die religiöse Verknüpfung des einzelnen mit dem historischen Judentum und das Erlebnis Gottes in der Gegenwart behandelte.

Das neue Gotteshaus ist das zweitgrößte Berlins. Die klar und übersichtlich gegliederte Fassade, überwiegend in Backsteinbau ausgeführt, wird von einem mächtigen Mittelrisalit zwischen zwei zurücktretenden Seitenflügeln beherrscht, welcher die durch drei Stockwerke reichende, gegen die Straße durch drei schlanke Rundbogenöffnungen abschließende Vorhalle birgt. Ein auf diesen Mittelbau gesetzter, etwas verschmälerter Aufbau trägt eine große Fensterrosette, die von Maßwerk unter Zugrundelegung des Magendavidmotivs ausgefüllt ist und die dahinter liegende zweite Empore erhellt. Der Innenraum, welcher 2000 feste Plätze aufweist und die Aufstellung von weiteren 300 Notsitzen ermöglicht, hat kreisrunden Grundriß. Hohe Pfeiler, zwischen denen durch langgestreckte Fenster aus buntem Kunstglas das Tageslicht gedämpft einfällt, tragen einen rund umlaufenden Architrav, Basis einer gewaltigen Kuppel von 30 Meter Spannweite, der größten Berlins. Die Empore, in ihren Seitenteilen als Frauenabteilung, im mittleren Teil als Abteilung für Frauen und Männer gedacht, ragt frei in den Raum. Kanzel, Thoralade und das aus frei angeordneten klingenden Stimmen gebildete Orgelwerk sind in ein architektonisches Ganzes zusammengefaßt, das sich durch dunkelgraue Marmorverkleidung und sonstige reichere kunstgewerbliche Ausstattung von dem übrigen Raum abhebt. Der Raum macht mit seinem hellockerfarbenen Verputz, der nur gegen die Kuppel zu durch pastellblau und grau gehaltene Ornamente belebt wird, einen schlichten und würdigen Eindruck. Die Tagesbeleuchtung durch die Seitenfenster wird unterstützt durch eine Reihe von kleinen Rundbogenfenstern in der Kuppel selbst, die ornamental eingefaßt sind, und durch eine große verglaste Lichtöffnung an ihrem Scheitel. Die Nische, welche die Thoralade aufnimmt, ist gegen den Versammlungsraum durch einen im Boden versenkbaren eisernen Vorhang abschließbar, wodurch die Benützung der Synagoge als Versammlungsort der Gemeinde auch außerhalb des Gottesdienstes ermöglicht wird. Die Kandelaber aus massiver Bronze, die die Thoralade flankieren, wurden von Professor Rämisch entworfen, die Thoravorhänge nach Entwürfen von Regierungsbaumeister Beer in den Kunstgewerbestuben Bleichrode und Franz Lehmann hergestellt. Aus dem Vorsaal gelangt man rechts durch einen kleinen Vorraum in die Wochentagssynagoge, links in den Trauungssaal, der durchwegs in Mattsilber und Fraise gehalten, einen ungemein freundlichen Eindruck macht.

Der Bau, der im Sommer 1928 begonnen wurde, hat einen Kostenaufwand von 1,200.000 Mark erfordert.

Einige Stunden vorher fand die feierliche Grundsteinlegung zu einer konservativen Synagoge in der Agricolastraße statt. Auch dieser Bau der Großgemeinde Berlin ist Regierungsbaumeister Alexander Beer übertragen worden. Die neue Synagoge, deren Eröffnung spätestens im Frühjahr stattfinden soll, ist für etwa 800 Personen gedacht und soll einem dringenden Bedürfnis der konservativen Bevölkerung des Nordwestens von Berlin entgegenkommen.

Gegen Isolierung.

Die Juden Ungarns haben in den letzten Jahren immer schmerzlicher ihre Vereinsamung innerhalb der jüdischen Gesamtheit gespürt. Ihre ausschließliche Rücksicht auf ihr Land hat, trotz der gebesserten Verhältnisse, noch immer keine Gegenliebe gefunden. Mit Entsetzen liest man, was das jüdische Blatt „Egyenlöseg“ in seiner Rosch-Haschanah-Nummer über die grausame Auswirkung des numerus clausus auf jüdische Studierende schreibt.

Von 900 jüdischen Inskriptionsbewerbern wurden nur 106, welche das Abitur mit Auszeichnung bestanden hatten, zum Studium an der Budapester Universität zugelassen. 44 ebenfalls ausgezeichnete Abiturienten wurden zurückgewiesen. Noch schlimmer sind die Verhältnisse an den Provinzuniversitäten. Einer Mitteilung des Debreczener „Hirlap“ zufolge wurde dem Mittelschüler des letzten Jahres, Eugen Samuel, der nicht nur das Abitur mit höchster Auszeichnung bestanden, sondern auch in einem offenen Wettbewerb aller ungarischen Mittelschüler den ersten Preis in Mathematik errungen hat, die Immatrikulation an der Universität Debreczen verweigert.

Zu all diesen „intellektuellen“ Erfahrungen kommen nun auch die wirtschaftlichen. Darum hat eine Anregung des Chefredakteurs des „Egyenlöseg“, Dr. Ludwig Szabolcsi, die ungarische Judenschaft aus ihrer Isoliertheit herauszuführen, viel Anklang gefunden. Der erste auf diesem Wege unternommene Schritt war die Schaffung der „Ungarisch-jüdischen Union“, deren Zentralausschuß sich im September d. J. unter dem Vorsitze des Barons Dr. Adolf Kohner und unter Mitwirkung des Hofrates Samuel Stern, des Oberhausmitgliedes Josef Veszi, der Abgeordneten Paul Sandor und Dr. Desi und des Chefredakteurs Dr. Ludwig Szabolcsi konstituiert hat. In seiner Eröffnungsrede hat Baron Kohner die Ziele der Union entwickelt, die berufen sein soll, die seit dem Kriege abgebrochen gewesenen Verbindungen mit den jüdischen Organisationen des Auslandes wieder herzustellen, die konfessionellen Interessen, sowie die kulturellen, humanitären und sozialen Institutionen der ungarischen Judenschaft zu fördern. Es ist bereits gelungen, bei den in Paris abgehaltenen Besprechungen zu erreichen, daß die „American Joint Reconstruction Foundation“ ihre segensreiche Tätigkeit schon in den ersten Herbstmonaten auf Ungarn ausdehnen wird.

Gegen eine Isolierung anderer Art, nämlich gegen die Isolierung der Parteien innerhalb des Judentums, tritt eine von Dr. Imar Freund angeregte Vereinigung auf, die sich Mitte September in Berlin konstituiert hat und der bereits bedeutende Persönlichkeiten aller Schattierungen angehören. Diese Überparteiliche Vereinigung für die Gesamtinteressen und die Einheit des Judentums tritt mit dem folgenden Programm an die jüdische Öffentlichkeit:

„Die Vereinigung bezweckt den Zusammenschluß aller derjenigen, die, auf welchem Standpunkt immer sie persönlich stehen mögen, das Überhandnehmen des Parteiwesens in unserem öffentlichen jüdischen Leben als ein Unglück empfinden, weil sie in der dadurch bedingten Verschärfung der Gegensätze eine Gefahr für den Bestand der Gemeinden und, in einer Zeit höchster wirtschaftlicher und politischer Not, eine selbstmörderische Untergrabung unserer Widerstandskraft erblicken.

Sie erstrebt eine Entgiftung des öffentlichen jüdischen Lebens durch Verwirklichung des Grundsatzes, daß in der jüdischen Arbeit nicht das Sonderinteresse der Parteien, sondern das Wohl des Ganzen den Maßstab der Dinge zu bilden habe und nicht durch Herausarbeitung des Trennenden die Gegensätze verschärft, sondern durch Betonung und Pflege des Gemeinsamen die Grundlagen für eine Verständigung geschaffen werden müssen.

Sie will dieses Ziel dadurch erreichen, daß sie in die Vertretung der Gemeinden und Verbände Persönlichkeiten entsendet, die, unbeschadet ihrer eigenen Einstellung, in ihrer öffentlichen jüdischen Tätigkeit sich nur als Vertreter der Gesamtheit fühlen und von der Überzeugung leiten lassen, daß nicht durch Radikalismus und extreme Forderungen von der einen oder der anderen Seite, sondern nur durch eine Politik, die eine Verständigung sucht, der Frieden und die Einheit der Gemeinden und des Judentums erhalten werden können.

Sie will dadurch gleichzeitig wertvolle Persönlichkeiten der jüdischen Arbeit gewinnen, die, abgestoßen von der Verwilderung der Sitten und nicht gewillt, sich von einem Parteidiktat Norm und Wegziel weisen zu lassen, bisher von ihr ferngehalten haben, und sie erwartet davon eine gerade in der Gegenwart doppelt notwendige Bereicherung unseres öffentlichen jüdischen Lebens.“

Es hat sich auch bereits eine Jugendgruppe dieser Vereinigung gebildet.

Wanderschutz.

Zwecks endgültiger Schaffung der seit langem angestrebten Organisation für die jüdische Wanderfürsorge in Österreich wurde von der Zentralkommission für soziale Fürsorge der Israelitischen Kultusgemeinde Wien Mitte September eine Konferenz einberufen, an der neben den Vertretern der Wiener Kultusgemeinde und fast sämtlicher jüdischen Provinzgemeinden Österreichs Delegierte aus Deutschland (Hauptstelle für Wanderfürsorge in Berlin), aus der Čechoslovakei (Fürsorgezentrale in Prag, Brünn und Lundenburg), Polen und Jugoslavien, sowie der israelitischen Allianz und der Chewra Kadischa Wien teilnahmen. In der den Referaten folgenden Debatte kam der einmütige Wille zum Ausdruck, dieses für die jüdischen Wanderer selbst und nicht zuletzt für alle Beteiligten so wichtige Problem nach einheitlichen Gesichtspunkten zu behandeln. So wurde denn auch als Abschluß langjähriger Bemühungen von der Konferenz beschlossen, die Fürsorgezentrale der Israelitischen Kultusgemeinde Wien als Zentrale für die jüdische Wanderfürsorge in Österreich zu konstituieren, der sämtliche jüdischen Gemeinden Österreichs angeschlossen werden, um gemeinsam nach festgelegten Grundsätzen auf diesem Arbeitsgebiete zusammenzuwirken. Ferner wurde eine Kooperation mit den in Betracht kommenden jüdischen Gemeinden und Verbänden der an Österreich angrenzenden Länder angebahnt und die einheitliche Zusammenarbeit mit den Zentralen für die jüdische Wanderfürsorge in Deutschland, der Čechoslovakei und Österreich vollzogen. Es ist zu hoffen, daß das so überaus wichtige Wanderproblem durch gemeinsames Vorgehen einer rationalen Behandlung zugeführt werden wird, wie dies in Deutschland erreicht wurde.

Auf der am 11. und 12. September d. J. in Genf tagenden 7. Session der Permanenten Internationalen Konferenz für Wanderschutz, deren Vorsitz S. Cohen führte, war auch eine ganze Reihe jüdischer Gesellschaften vertreten. Die Beratungen galten folgenden, für den Wanderschutz sehr wichtigen Problemen: Leistung von Lebensunterhaltsbeiträgen durch die Ausgewanderten an Familienmitglieder, die im Heimatlande mittellos zurückgeblieben sind; Auswahl und Placierung von ausländischen Arbeitern; Pflichtversicherung der Schiffspassagiere; Intelligenzprüfung der Auswanderer durch die amerikanischen Konsulate; Situation von mittellosen Personen, die zur Rückwanderung in ihre Heimat gezwungen sind; Frage der Gleichstellung der eingewanderten Personen mit Einheimischen hinsichtlich sozialer Versicherung.

In diesem Zusammenhang dürften die statistischen Daten interessieren, welche das Jiddische Wissenschaftliche Institut über die Auswanderung aus Polen nach Amerika veröffentlicht und welche die Auswanderung in den letzten neun Jahren betreffen sowie den Auswanderungsdrang der polnischen Judenheit veranschaulichen. Im Jahre 1920/21 wanderten aus Polen 74.755 Juden nach USA. aus, d. s. 78.6% aller Auswanderer aus Polen nach USA. im genannten Jahre. 1921/22 wanderten 22.373 polnische Juden (78.1% der Gesamtzahl) nach USA. aus, 1922/23 betrug die Zahl der jüdischen Auswanderer 14.125 (53.2%), 1923/24: 12.185 (42.3%), 1924/25: 2788 (52.2%), 1925/26: 4133 (58.0%), 1926/27: 5187 (56.3%), 1927/28: 4771 (54.5%), 1928/29: 5906 (65.6%). Die Zahl der jüdischen Auswanderer betrifft somit mehr als die Hälfte der Gesamtzahl der Auswanderer; nur 1923/24 waren die jüdischen Auswanderer aus Polen nach USA. mit 42.3% innerhalb der Gesamtzahl vertreten. 1920 bis 1922 haben die jüdischen Auswanderer fast 80% der gesamten Zahl der Auswanderer ausgemacht. Es waren dies die Jahre, in denen sich in Polen viele Tausende jüdischer Flüchtlinge aus Rußland aufhielten, von denen eine große Zahl dann nach den Vereinigten Staaten abwanderte. 1928/29 betrug der Anteil der Juden an der polnischen Auswanderung 65.6%. Gering ist der Anteil der Juden an der Rückwanderung aus Amerika nach Polen. 1920/21 waren die jüdischen Rückwanderer aus USA. nach Polen mit 0.2% vertreten, 1921/22: 1.2%, 1922/23: 2.7%, 1923/24: 1.9%, 1924/25: 1.6%, 1925/26: 2.2%, 1926/27: 0.8%, 1927/28: 1.8%, 1928/29: 1.8%. Die Zahl der Juden, die aus USA. nach Polen zurückkehren, ist also verschwindend gering, sie übersteigt nicht 2% der Gesamtzahl. Eine Ausnahme machen die Jahre 1922/23 und 1925/26, in denen die jüdische Rückwanderung 2.7% und 2.2% betrug.

Bücher und Zeitschriften.

Der Morgen.

Zweimonatschrift, Jahrgang 6, Oktoberheft. Jährlich Mk. 12.—.

Das Heft wird mit einem grundlegenden Aufsatz von Dr. med. und phil. W. Eliasberg über Not, Hilfe und Fürsorge eröffnet. Die Herausgeberin Margarethe Goldstein berichtet sehr übersichtlich und doch mit tiefer Erfassung des Wesentlichen über die Londoner Weltkonferenz für das liberale Judentum. Die bedeutendste Frauenpersönlichkeit dieser Konferenz, Lilly H. Montague, veröffentlicht einen Aufsatz: Aus meiner Lebensarbeit. Univ.-Prof. Felix Perles spricht über geschichtsphilosophische Gedanken im rabbinischen Schrifttum. Über neue Ausgrabungen antiker Synagogen in Galiläa berichtet sehr interessant der Tübinger Univ.-Prof. Watzinger. Max Dienemann beschäftigt sich kritisch mit dem Jesusbuch von Klausner. Julius Bab widmet Rudolf Schildkraut eine liebevolle Charakteristik. H. Stern gibt einen Überblick über die Behandlung der Judenfrage in der pädagogischen Literatur. Über den ersten internationalen religionspsychologischen Kongreß, der Ende Juni d. J. in Erfurt tagte, berichtet eingehend H. Grabert. Schon die Angabe dieser Artikel zeigt, wie mannigfaltig der Inhalt ist und auf welcher bedeutsamen Höhe er steht.

Menorah.

Jüdisches Familienblatt, Wien I., Zelinkagasse 13, jährlich S 24.—.

Diese volkstümliche, mit vielen Kunstbeilagen geschmückte Zeitschrift, bringt an belletristischen Beiträgen zwei Reminiszenzen des einstigen Rechtsanwaltes und Rabbiners in Moskau, Dr. Massé, ein Kapitel aus dem Hiobroman von Josef Roth und Alpersons Erinnerung aus Argentinien: Juden sollen Bauern werden! Von den anderen Beiträgen seien erwähnt: eine geschichtliche Darstellung des Jud Süß, ein Aufsatz von Warszawiak über Juden in der polnischen Literatur, von Dr. Feist über die Rassenkunde des jüdischen Volkes und Rab. Goldmann über die Mischehe. Kunsthistorischen Fragen widmet Architekt Pinkerfeld aus Tel Awiw einen Aufsatz, der die antike Synagoge in Beth Alfa behandelt, Aurelie Gottlieb schreibt über Pissaro. Joachims Stutschewsky, selbst ein hervorragender Musiker, charakterisiert Josef Achron als den repräsentativen Vertreter der heutigen jüdischen Musik.

Velhagen u. Klassings Monatshefte.

Außer der Romanfortsetzung von Otto Brües, Der Walfisch im Rhein, enthält das Heft spannende Novellen von Herbert Eulenberg; Karl Fr. Kurz, u. a. Prof. Max Wolff bespricht die Rationalisierung im Bergbau, Prof. Kretschmayer veröffentlicht eine geschichtliche Studie über Maria Theresia und ihre Töchter. Werner Suhr gibt eine charaktereologische Studie über den jungen Mann von heute. Besonders fesselnd sind die Erinnerungen Lujo Brentanos, des großen Nationalökonomen, aus der Zeit seiner Leipziger Professur. Hans Corrodi weist auf einen neuen Musiker hin, den Schweizer Otmar Schoeck. Ganz hervorragend sind wiederum die Reproduktionen, die in großer Fülle dem Hefte beigegeben sind.

Westermanns Monatshefte.

Das Oktoberheft, das zweite des 75. Jubiläumsjahrganges, ist auf der gleichen Höhe wie das erste gehalten. Ernst Zahns Roman Pietro-Angelina wird fortgesetzt. Von John Galsworthy wird die Novelle Nicholas Rex, die in den Kreis der Forsita - Geschichten gehört, zum ersten Male veröffentlicht. Der junge Erzähler Ernst Penzoldt ist mit einer Novelle „Christiane und Vier“ vertreten. Über den Komponisten Richard Wetz schreibt E. L. Schellenberg. Ein Aufsatz über die Perle, einer aus der mexikanischen Steppe, Plaudereien über die „Vollkommene Dame“ usw. ergänzen das mit einer Fülle von wertvollen Bildbeigaben geschmückte Heft.

Wie bei den früheren Heften, so sind auch diesmal gut ausgeführte Landkarten als Beilagen hinzugefügt, u. zw. Südschweden und Südnorwegen, weiters Dänemark, Südschweden und die Ostseeküste.

Der kleine Toussaint-Langenscheidt: Tschechisch.

Der hierzulande lang erwartete Lehrgang nach der Methode des kleinen Toussaint-Langenscheidt ist nun erschienen und wird für lange Zeit wohl das gründlichste und auch angenehmste Werk zur Erlernung der tschechischen Sprache sein. Es erübrigt sich, hier darauf hinzuweisen, daß alle in diesem Sprachverlag herauskommenden Bücher auf das sorgfältigste, verläßlichste und dabei pädagogisch modernste durchgearbeitet sind. Wir haben hier seinerzeit bei der Besprechung des im gleichen Verlag erschienenen tschechisch-deutschen Wörterbuches vermerken können, daß durch eine geschickte Methode die Hauptschwierigkeiten der tschechischen Grammatik bewältigt sind: die genaueste Angabe der Abwandlung jedes Hauptwortes und Zeitwortes. Von dem gleichen Verfasser, Dr. F. Kabesch, sind nun auch die neuen Unterrichtsbriefe sehr geschickt bearbeitet. In zehn Briefen, denen drei Beilagen beigegeben sind, wird auf eine unterhaltende Weise das ganze Sprachmaterial des Tschechischen, soweit es für das Sprechen im Alltag, das Lesen von Zeitungen und erzählenden Büchern in Betracht kommt, durchgenommen und gleichzeitig eine Einführung in den Geist und die Geschichte des tschechischen Volkes gegeben. Die Briefe sind ganz und gar für den Selbstunterricht gedacht und sie werden gewiß nicht nur denen, welche die Sprache von allem Anfang an lernen wollen, sondern auch den Vielen, welche ihre Kenntnisse vertiefen und zu einer Exaktheit der Formen und Ausdrucksweise kommen wollen, die wertvollsten Dienste leisten. Die Stücke und die Gesprächsstoffe sind dem heutigen Leben entnommen, viele Städte- und Genrebilder unterstützen die Lebendigkeit des Wortes. Das Werk kostet in geschmackvoller Mappe Mk. 12.—.

Im Anschluß daran sei an die zwei letzten Bändchen der hier wiederholt besprochenen Langenscheidtschen fremdsprachlichen Lektüre zu Mk. 1.50 hingewiesen. U. zw. Bd. 15: Laugh and by merry, und Bd. 16: Něco ke čtení. Beide amüsant und aus dem wirklichen Leben geschöpft, ausgezeichnete Hilfsmittel für Fortbildung in den sprachlichen Kenntnissen. r.

Oskar Jellinek: Das ganze Dorf war in Aufruhr.

Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Die drei im mährischen Bauerntum spielenden Novellen gehören, was Plastik der Darstellung, Spannung und innere menschliche Kraft betrifft, zu dem Hervorragendsten der zeitgenössischen Literatur. Das Dumpf-Instinktive ist Jellineks eigentliche Domäne. In allen drei Novellen geht es um den Kampf der Gerechtigkeit, der alle tierisch-dunklen Raffinements der Lüge und Habsucht nicht widerstehen können. Der Bauernrichter, der sich an dem Geliebten seiner Frau rächen will; der Offizierskoch Valnocha, der seine von einem Offizier verführte Braut dadurch rächen will, daß er der ganzen Offizierstafel eine vergiftete Speise vorsetzt; die Bäuerin Hanka, die ihren Mann ermordet, um durch die Heirat mit einem Maschinisten ihr Gut zu rationalisieren, und die, vom Gericht freigesprochen, von ihrem Söhnchen ahnungslos während der Hochzeit entlarvt wird, dies alles sind Gestalten unheimlicher Volkskriminalität, aber von einem echten Gestalter in die Sphäre einer befreienden Kunst gehoben. er.

Heinrich Mann: Flöten und Dolche.

Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Heinrich Mann ist auch in seinen Kurzgeschichten der große Epiker. Jede einzelne der hier gesammelten Novellen — dafür ist ganz besonders der „Drei-Minuten-Roman“ ein typisches Beispiel — sind Romananlagen, denen der Dichter nur die Form der Novelle geliehen hat. Aber sie sind so reich, so voller Wandlungen, Geheimnissen nachspürend und irgend etwas Sonderbares im Leben oder im Gefühl aufhellend, daß man über sie nachsinnen kann, und sie einen so eindringlich beschäftigen, als wäre jede einzelne dieser Erzählungen ein weiter Roman. Die Kunst der Andeutung und Überraschung und die gedrängte Weise des sprachlichen und rhythmischen Ausdrucks geben der Mannschen Erzählung das Gepräge. Die drei Grundrichtungen, die seine gesamte Kunst kennzeichnen, treten in den drei Novellengruppen dieses Bandes deutlich hervor: das Abenteuerliche, das Übersinnliche und das psychologisch Absonderliche. ft.

Schalom Asch: Moskau.

Paul Zsolnay Verlag, Wien.

Der dritte Roman, der unter dem Titel: Die Sintflut, zusammengefaßten Städtetrilogie, bringt nun nach Petersburg und Warschau: Moskau. Auch hier ist es wiederum die Seele einer Stadt, die Asch mit seiner großen realistischen Kunst uns spüren läßt. Die Handlung setzt in dem Moskau ein, das der Schauplatz der Kämpfe zwischen Bolschewiken und Menschewiken wird, und wo allmählich die neue Wirtschaftsordnung, die früheren Tragfesten der Gesellschaft zerbricht. Wie in dieser aufgewühlten Zeit die Menschen in alles Böse und Gute ihres Fühlens und Wollens hineingestürzt werden, das bildet den Hauptinhalt des immer abwechslungsreichen, immer spannenden Buches. Dabei treten die auch aus den früheren Romanen vertrauten Hauptfiguren klar hervor. Aber ihr Leben ist nicht ein sonderbares Einzelschicksal, sondern nur ein Sonderfall des allgemeinen Massenschicksals. Namentlich sind hier wiederum die jüdischen Szenen ergreifend hingestellt. Mitten in dem allgemeinen Aufschwung und Niedergang steht tragisch die leidende Masse des ratlosen Judentums.

Die Trilogie von Schalom Asch wird so zu einem geradezu geschichtlich bedeutsamen Zeitgemälde des östlichen Judentums. er.

D. H. Lawrence: Söhne und Liebhaber.

Tauchnitz Edition Collection of British and American authors. Band 4879, Mk. 2.—.

Der kürzlich verstorbene berühmte englische Schriftsteller, dessen Werke in England vielfach verboten sind, hat hier eine seiner feinsten Menschenstudien geschaffen. Das Werk kann als eine klassische Darstellung der Mutter- und Kindesliebe bezeichnet werden. In äußerster Armut und tiefem innerem Elend erzieht eine in ihrer Ehe unglückliche Frau ihre Kinder zu guten, strebsamen Menschen. Das einzige Ziel dieser Frau ist die bessere Zukunft und der Erfolg ihrer Kinder. Wie sie durch ihren Mann erniedrigt worden ist, so soll sie durch ihre Söhne wieder emporgehoben werden. Ihre Lebensenergie ist so stark, daß sie sogar dem Tode trotzt, weil sie ihr Ziel noch nicht erreicht zu haben glaubt. Im Schatten der großen Mutterliebe verkümmert sogar ein wenig das Liebesleben der Söhne, aber schließlich klingt der Roman in ein versöhnliches Sich-wieder-finden aus.

Sheila Kaye-Smith: Hirten im Büßergewand.

Ebenda, Nr. 4942.

Die Verfasserin ist eine in England sehr beliebte Detailschilderin des ländlichen Lebens. In ihrem neuesten Roman fehlt weder der Dorfvikar, noch das „sonderbar geartete“ Mädchen, wie es der Engländer liebt. Doch stehen diese typischen Gestalten durch die ernste, ja tragische Auffassung und durch ihre fast fanatische Religiosität über dem Durchschnitt. Schuld, Sühne und Vergebung bilden das eigentliche Hauptthema dieser Geschichte, in deren Mittelpunkt zwei junge Leute stehen. Nicht auf ihr Schicksal kommt es der Erzählerin an, sondern darauf, daß an diesem einen Beispiel die Ansichten über Gott und Erlölung entwickelt werden.

Joseph Hergesheimer: Das Abendkleid.

Ebenda, Nr. 4944.

Hergesheimer ist ein glänzender Erzähler und Schilderer des amerikanischen Gesellschaftslebens. In dieser amüsanten Geschichte, in der die oberen Zehntausend tanzen, flirten und immer wieder Cocktails und Whisky trinken, gibt ein neues Abendkleid aus Paris einer mondänen Frau mittleren Alters ein erhöhtes Lebensgefühl, läßt sie noch einmal begehrenswert und jung erscheinen und öffnet ihr die Augen für einen ihrem gewohnten Kreise fremd gegenüberstehenden, interessanten Mann. Die daraus folgenden Konflikte und die resignierte Rückkehr zur gewohnten, blendenden, aber innerlich leeren Existenz entrollen sich in fesselnden, ereignisreichen Szenen. Exotische Länder und Menschen und viele eigenartige, psychologische Betrachtungen sind auch in diesem Buche die Merkmale des bekannten Schriftstellers. b.

Neuerscheinungen bei Reclam.

Unter den letzten Neuerscheinungen der Universalbibliothek, die auch in sehr geschmackvollen Pappbänden zu 80 Pf. zu haben sind, seien die folgenden hervorgehoben. Egon von Kapherr: Weidwerk und Volk, worin der bekannte Naturforscher seine Ansichten über die nationalökonomische Seite der Wildzüchtung äußert und praktische Regeln zusammenstellt. Weite Verbreitung dürfte das Bändchen Psychoanalyse und Individualpsychologie von Dr. Alfred Brauchle finden. Hier ist von einem objektiven Betrachter das schwere Thema übersichtlich und populär dargestellt. Dabei ist sowohl bei der Psychoanalyse, als auch bei der Individualpsychologie auch auf die geschichtliche Entwicklung und die praktische therapeutische Methode hingewiesen. K. von Ortzen: Der große Krieg 1914—1918, gibt eine kurze Übersicht über den gesamten Kriegsverlauf zu Lande und zu Wasser. Sieben Übersichtskarten sind dem Bändchen beigefügt. Eine amüsante Neuerscheinung sind die kleinen Erzählungen von Tristan Bernard, die unter dem Titel: Loriveaus Milchbruder zusammengefaßt sind und den großen dramatischen Satiriker auch als Meister der Kurzgeschichte zeigen. Schließlich sei noch auf die Darstellung des Weltbildes und Lebens Johannes Keplers von Dr. Paul Roßnagel hingewiesen. Es ist die erste deutsche Kepler-Biographie, die zum 300. Todestage des großen Forschers erscheint.

r.

Drei neue Bücher im Heine-Bund.

In der zielbewußt fortgesetzten Bibliothek des H.B. werden drei bemerkenswerte Bände angekündigt: ein neues Werk von Marcus Ehrenpreis „Propheten und Gottesmänner“, dessen Spanienreise seinerzeit ein literarisches Ereignis war; „Juden in der deutschen Wirtschaft“ von Kurt Zielenziger (Fortsetzung der bekannten Serie) und die höchst kuriosen „Denkwürdigkeiten des Aron Isak“, eines jüdischen Petschaftstechers aus Treuenbrietzen in der Mark. Alle Bände sind illustriert und gut ausgestattet. (Mitgliedspreis RM. 13.—, im Ausl. für drei Bücher nach eigener Wahl. Berlin W 57, Palaßstr. 10/11.)

Das erstgenannte Buch liegt bereits vor. Ein fundiertes Buch. Der Forscher Ehrenpreis kennt alle Quellen. Er ist mit der Bibel aufgewachsen. Die Ergebnisse der historischen Wissenschaft sind ihm nicht fremd. Aber des Künstlers gestaltete Visionen stehen nicht in den Urkunden. Amos hat seine Rede so nicht gehalten, die darum nicht minder wahr ist, als die Lebensbeichte Jeremias, oder des greisen Moses Abschied von seinem Jünger. Es ist die höhere, die künstlerische Wahrheit, die aus diesen Reden und Berichten spricht.

Jüdischer Jugendkalender für 1930/31.

(Jüdischer Verlag, Berlin.)

Der Jüdische Jugendkalender, der seit drei Jahren regelmäßig zum jüdischen Neujahrsfest erscheint und Emil Bernhard Cohn zum Herausgeber hat, ist für das Jahr 1930/31 erschienen. Die Großloge für Deutschland U.O.B.B. und die Jüdische Gemeinde, Berlin, hat die Jugendschriftenkommission zusammengestellt, die in gemeinsamer Arbeit diesmal ein besonders schönes Werk geschaffen hat. Äußerlich hat der Kalender mit seinen Illustrationen und seiner künstlerischen Ausgestaltung die alte Form behalten. Man merkt die steigende Mehrarbeit der Jugend selbst, reizende Illustrationen der Dreizehn- und Vierzehnjährigen zieren die teils heiteren, teils ernsten Beiträge, unter denen eine umfangreiche spannende Geschichte vom „Schinderhannes“ besonderen Eindruck macht. Lebensbeschreibungen berühmter Juden, ein Theaterstück, Gedichte, Bastelarbeiten, Rätsel wechseln miteinander ab. Ein schönes Zusammensetzspiel, das der Jugend besondere Freude machen wird, ist dem Buche beigegeben. Der Preis beträgt M. 2.85, also ein beliebter Normalpreis, der erschwinglich und bei der glänzenden Ausstattung wirklich billig ist. Da eine neutrale Kommission aus allen Lagern des Judentums jeden einzelnen Beitrag von der Hand bekannter Pädagogen und Schriftsteller hat prüfen lassen, dürfen wir dem Buche den besten Erfolg wünschen.

Dr. S.

Personalnachrichten, Mitteilungen.

Sterbefälle.

Br. Ignaz Weiß der w. „Union", gestorben am 9. September 1930, eingeführt am 15. Feber 1914.

Br. Rudolf Kohn der w. „Karlsbad", gestorben am 3. August 1930, eingeführt am 11. Dezember 1898.

Br. Dr. Rudolf Körner der w. „Moravia", gestorben am 20. September 1930, eingeführt am 27. September 1924.

Br. Paul Schneider der w. „Praga", gestorben am 6. Oktober 1930, eingeführt am 25. Feber 1920.

Einführungen.

In die w. „Bohemia" wurden am 4. Oktober 1930 eingeführt die Brüder: Dr. Franz Fischmann, Gesellschafter der Firma Josef Fischmann, Prag-Karolinenthal, Královská tř. 47, Tel. 62763, 61723, Wohnung: Karlova ul. 15, Tel. 22526; Rudolf Guttmann, Direktor der Filiale der Böhm. Kommerzialbank, Pardubitz, Wohnung: Wilsonova tř.

In die w. „Veritas" am 4. Oktober 1930: Br. Viktor Reiser, Kaufmann, Rakovník.

In die w. „Menorah" am 11. Oktober 1930 die Brüder: Ewald Buxbaum, Fabrikant in Eipel; MUDr. Martin Lichtner, Zahnarzt, Trautenau; Fritz Weißkopf, Fabriksdirektor, Babí bei Náchod.

Ausgetreten mit Abgangskarte.

Br. Benno Nettl der w. „Alliance" am 14. Oktober 1930, eingeführt am 23. Oktober 1927.

Ausgetreten ohne Abgangskarte.

Aus der w. „Philanthropia" Dr. Karl Spritzer am 1. Oktober 1930;

aus der w. „Alliance" Richard Kaufmann am 14. September 1930, eingeführt am 10. Juni 1917;

aus der w. „Humanitas" Dr. Karl Müller am 12. Juni 1930, eingeführt am 29. März 1925.

Adressenänderungen.

Br. Gustav Fischl („Ostravia"), Direktor der Böhm. Industrialbank, bisher Zwittau, wurde in gleicher Eigenschaft nach Iglau (Mähren), Příkopy 18, Tel. Nr. 20, versetzt.

Br. Mag. Samuel Rokotnitz („Moravia") übersiedelte nach Prag-Karlín, Rokycanova 5.

Erklärung des Vorstandes der Historischen Gesellschaft.

Anfangs August dieses Jahres ist das erste Heft einer „Zeitschrift für die Geschichte der Juden in der Tschechoslowakei" in Brünn erschienen. Der Titel dieser Zeitschrift, sowie der Umstand, daß dieselbe den Mitgliedern unserer Gesellschaft mit der Aufforderung zum Bezuge zugesendet wurde, hat vielfach Anfragen bei dem Vorstand der Gesellschaft hervorgerufen, ob in dieser Zeitschrift ein neues Organ der Gesellschaft zu sehen sei und ob der Bezug der Zeitschrift den Mitgliedern empfohlen werde.

Der Vorstand der Gesellschaft sieht sich zur Erklärung genötigt, daß die Gesellschaft für die Geschichte der Juden in der Č.S.R. mit dieser Zeitschrift für die Geschichte der Juden in der Tschechoslowakei in keinerlei Verbindung steht und daß es ein Privatunternehmen des jüdischen Buch- und Kunstverlages in Brünn ist.

Anm. d. R. Zu welcher Verwechslung der Titel der Zeitschrift auch in der wissenschaftlichen Welt führt, zeigt eine Fußnote im Artikel Ismar Elbogens in der Festschrift für Dubnow (S. 12). Elbogen staunt, daß unter den Mitarbeitern der Zeitschrift der Name Steinherz nicht genannt ist.

Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Friedrich Thieberger, Prag I., Kaprová 13. — Inseratenverwaltung: Ing. Siegfried Weil, Prag, Dlouhá tř. 18. — Die Benützung der Zeitungsmarken wurde von der Post- und Telegraphendirektion in Prag unter Zahl 182.082 ex 23 bewilligt.